

biblos

Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift

Der Freundschaft gewidmet – Zeugnisse der Literatur



biblos

Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift

Der Freundschaft
gewidmet – Zeugnisse
der Literatur

Biblos

Beiträge zu Buch,
Bibliothek und Schrift
Herausgegeben
von der Österreichischen
Nationalbibliothek

Herausgeberin

Dr. Johanna Rachinger
Generaldirektorin der
Österreichischen Nationalbibliothek

Redaktionsteam

Alfred Schmidt (verantwortlicher
Redakteur); Michaela Brodl, Franz
Halas, Katrin Jilek, Bettina Kann,
Monika Kiegler-Griensteidl, Daniela
Lachs, Gabriele Mauthe, Solveigh
Rumpf-Dorner

Postanschrift

Redaktion Biblos
Dr. Alfred Schmidt
Österreichische Nationalbibliothek
Josefsplatz 1, A-1015 Wien

Verlag

Phoibos Verlag, Wien

Umschlagbild

Ludwig Wittgenstein und Inky von
Schneller in Neuwaldegg 1899
(Fotoalbum Cod. Ser. n. 37632
© Österreichische
Nationalbibliothek)

Medieninhaberin

Österreichische Nationalbibliothek
A-1015 Wien, Josefsplatz 1
Herausgeberin:
Dr. Johanna Rachinger,
Biblos, A-1015 Wien, Josefsplatz 1
(Österreichische Nationalbibliothek)
Auslieferung: Phoibos Verlag
Anzengrubergrasse 16/9
A-1050 Wien
Tel.: (+ 43 1) 544 03 191;
Telefax: (+ 43 1) 544 03 199,
e-mail: office@phoibos.at

Bezugsbedingungen

Jahresabonnement € 45, – (Inland,
ohne Versandkosten): Einzelheft
€ 25. – (Inland, ohne Versandkosten).
Biblos erscheint halbjährlich.
Wissenschaftliche Arbeiten in
deutscher, englischer, französischer
und italienischer Sprache, die noch
nicht veröffentlicht oder einem
anderen Publikationsorgan angebo-
ten wurden, werden zur Veröffent-
lichung angenommen. Der Nach-
druck, auch in Auszügen, bedarf der
Zustimmung der Herausgeberin bzw.
der Redaktion. Manuskripte sind als
Word-Dokument einzusenden.
Der gesamte Band ist auch online
publiziert unter:
<http://www.onb.ac.at/biblos>

Druck

Printed in the EU
Prime Rate Kft, Budapest
© 2015 by Phoibos Verlag Wien

ISSN 0006-20222

ISBN 978-3-85161-131-1

Inhalt

| | |
|---|----|
| Vanessa Hanneschläger | 5 |
| <i>Ein Leben, zwei schreiben, eine Stadt</i> | |
| <i>Literarische Freundschaften: Ernst Jandl und Friederike Mayröcker</i> | |
| Alfred Schmidt | 15 |
| <i>Wittgensteins Widmungen</i> | |
| Stefan Engl | 25 |
| <i>Freundschaft über Standesgrenzen</i> | |
| <i>Moritz Graf von Dietrichstein und Ignaz von Mosel</i> | |
| Elisabeth Klecker | 34 |
| <i>Der Bibliothekar als Freund des (künftigen) Politikers</i> | |
| <i>Johann Benedikt Gentilotti im Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein</i> | |
| Katrin Jilek | 52 |
| <i>Der Freundschaft gewidmet</i> | |
| <i>Stammbücher des 16. und 17. Jahrhunderts in der Handschriftensammlung</i> | |
| <i>der Österreichischen Nationalbibliothek</i> | |
| Monika Kiegler-Griensteidl | 63 |
| <i>Freundschaftsschreiben</i> | |
| <i>Musterbriefe aus deutschsprachigen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts.</i> | |
| <i>Mit einer kurzen Entwicklungsgeschichte</i> | |
| Solveigh Rumpf-Dorner | 76 |
| <i>Mit meinen Eltern, meinen Freunden sprechen</i> | |
| <i>Briefmuster und Empfehlungen für Kinder</i> | |

Inhalt

- 85 Projektberichte aus der Österreichischen Nationalbibliothek
- 85 **Achim Hölter und Paul Ferstl**
*Die Bibliothek Ludwig Tiecks und ihre Rekonstruktion
Mit besonderer Berücksichtigung der an die K.K. Hofbibliothek
verkauften Bestände*
- 96 **Sonja Hotwagner**
Die Österreichische Nationalbibliothek auf Facebook? – Like!
- 102 **Elisabeth Edith Kamenicek**
*Wissenschaftliche Erschließung von Nachlassmaterialien
zu Ludwig Wittgenstein*
- 109 **Buchbesprechungen**
- Gábor Almási, Farkas Gábor Kiss:** *Europa Humanistica – Humanistes du bassin des Carpates. (HU 2 [EH 14]). Humanistes du bassin des Carpates II. Johannes Sambucus.* Turnhout 2014 (Christian Gastgeber)
- Paolo Cesaretti, Silvia Ronchey (Hrsg.):** *Eustathii Thessalonicensis exegesis in canonem iambicum pentecostalem Recensuerunt indicibusque instruxerunt.* Berlin 2014 (Christian Gastgeber)
- Aleida Assmann,** *Im Dickicht der Zeichen.* Berlin 2015 (Franz Halas)
- Bernhard Hachleitner, Isabella Lechner (Hrsg.):** *Traumfabrik auf dem Eis. Von der Wiener Eisrevue zu Holiday on Ice.* Wien 2014 (Gabriele Mauthe)
- Susanne Blumesberger,** *Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen. Band 1: A-K, Band 2: L-Z.* Wien u.a. 2014 (Gabriele Mauthe)
- Michael Hagner:** *Zur Sache des Buches.* Göttingen 2015 (Martin Krickl)
- Laurent Cesalli, Janette Friedrich (Hrsg.):** *Anton Marty & Karl Bühler. Between Mind and Language – Zwischen Denken und Sprache – Entre pensée et langage.* Basel 2014. (Christian Gastgeber)
- Ulrike Jenni, Maria Theisen:** *Mitteuropäische Schulen IV (ca. 1380-1400). Hofwerkstätten König Wenzels IV. und deren Umkreis.* Wien 2014 (Tomáš Gaudek)
- Reiner Stach:** *Kafka. Die frühen Jahre.* Frankfurt a.M. 2014 (Alfred Schmidt)
- 130 **AutorInnenverzeichnis**
- 131 **Abbildungsnachweis**

*Literarische Freundschaften: Ernst Jandl und
Friederike Mayröcker*



Abb. 1: Friederike Mayröcker, 1972 (Foto E. Jandl)

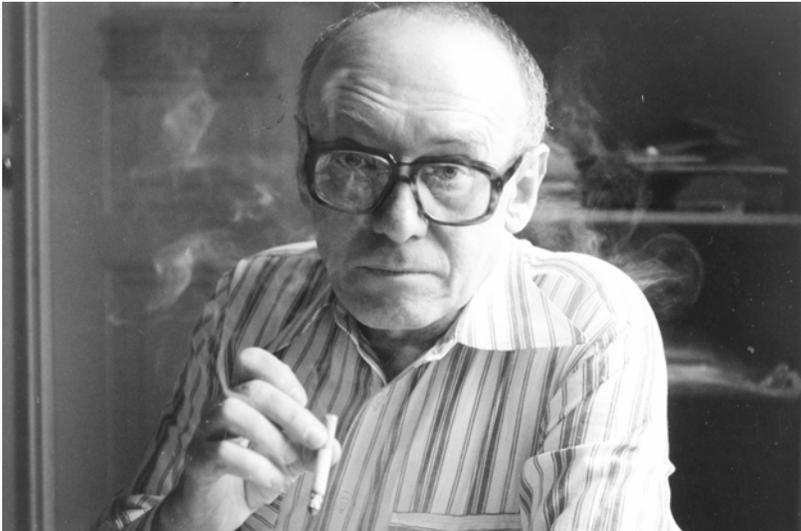


Abb. 2: Ernst Jandl, 1978 (Foto F. Mayröcker)

Zwei leben

Ernst Jandl, geboren 1925, hat die gemeinhin als solche anerkannten Meilensteine des bürgerlichen Privatlebens in umgekehrter Reihenfolge erreicht: Als noch Minderjähriger wurde er, ohne es zu beabsichtigen, Vater einer Tochter, heiratete 1949, allerdings nicht die Mutter seines Kindes und lernte fünf Jahre später die »Frau seines Lebens« kennen, zog bei ihr ein, zog schnell wieder aus. Trotzdem und deshalb ließen sich beide, Ernst Jandl und Friederike Mayröcker, von ihren Ehepartnern scheiden und blieben bis zu Jandls Tod im Jahr 2000 allein lebend und in einer Verbindung, die im Lauf von 46 gemeinsamen Jahren weder institutionalisiert noch jemals angezweifelt wurde.

Friederike Mayröcker wurde im Dezember 1924 geboren und hat damit im vergangenen Jahr das stolze Alter von 90 Jahren erreicht. Sie lebt, und das nicht im übertragenen Sinn, in ihrem Schreiben: Umgeben von Papierstapeln, zwischen denen nur kleine Gänge zur notwendigsten Alltagsausstattung der Wohnung (wie dem Bett) führen und die zu verschieben ihren Gästen verboten ist, schreibt sie unaufhörlich, meist morgens, jeden Tag. Dass ein Schreiben, das nur aus diesem Papier- und Wörterleben entstehen kann, den Alltag einer Lebensgemeinschaft nicht verträgt, ist augenscheinlich. Der nach nur wenigen Monaten unter geteiltem Dach gefällten Entscheidung des Paares, ihr gemeinsames Leben in getrennten Unterkünften zu verbringen, ist es demnach zu verdanken, dass sich ihre in und aus Freiheit gemachten Literaturen und Poetiken zu jenen Meilensteinen der Österreichischen Nachkriegsliteratur entwickeln konnten, die sie sind.

Das erste Zusammentreffen Ernst Jandls und Friederike Mayröckers lässt sich dank den im Nachlass des Dichters erhaltenen Taschenkalendern Jandls genau datieren: Am 7. Mai 1954 (es war ein Freitag) notierte er um 19 Uhr einen Termin in der Stöbergasse im 5. Bezirk, vermutlich eine Veranstaltung an der Volkshochschule, und vermerkte dazu folgende Namen: »Jeannie Ebner, Fried. Mayröcker, Herta Kräftner«¹. Zwei Wochen später reiste er zur Jugendkulturwoche nach Innsbruck, wo neben Gerhard Rühm² auch Mayröcker zugegen war; damit begann das wohl »schönste und interessanteste Beispiel einer sehr persönlichen Beziehung einer Dichterin mit einem Dichter, die in der Literaturgeschichte kaum eine Parallele kennt«³, wie es der spätere Intimfreund und Reisepartner des Paares Wendelin Schmidt-Dengler formulierte.

Beide Schreibenden waren zu diesem Zeitpunkt mit Nicht-Schreibern verheiratet und hauptberuflich als Schullehrende tätig. Diese Umstände waren es auch, die Jandl den damals radikalsten avantgardistischen Schriftstellern Österreichs, die sich zu dieser Zeit zur *wiener gruppe* zusammenfanden, zu bieder erscheinen ließen. Mayröckers Ruf dagegen blieb von ihrem bürgerlichen Lebensmodell jener Zeit unbeschadet: »Gut wie Mayröcker«⁴ war unter den Avantgardisten der 1950er Jahre ein Ausdruck höchster Anerkennung. Mit ihnen stand die Dichterin über ihre enge Freundschaft zu Andreas Okopenko bereits in Austausch, noch bevor sie Ernst Jandl kennenlernte.⁵ Ihr Schreiben fügte sich in die experimentellen Strömungen jener Jahre, in die sich auch Jandl zur Zeit des Kennenlernens einzugliedern versuchte. Gemeinsam knüpfte das Paar die Kontakte zu den experimentellen Wienern in den Folgejahren enger. Obwohl die *wiener gruppe* eigentlich nur fünf Mitglieder hatte (Friedrich

Achleitner, H. C. Artmann, Konrad Bayer, Gerhard Rühm und Oswald Wiener), werden Jandl und Mayröcker in diversen Publikationen⁶ immer wieder als Mitglieder der Gruppe angeführt; de facto versuchte vor allem Jandl intensiv, »Mitglied« dieser lose verbundenen Formation zu werden, was ihm aber aufgrund seines »bürgerlichen« Auftretens nicht gelang. Auch der politischen Dimension von Jandls Dichtung, die im Schreiben Mayröckers keine Rolle spielte, wurde vor allem von Gerhard Rühm kritisch bis ablehnend begegnet.

Eine Reminiszenz an diese Lebensphase, so darf man meinen, stellen die beiden Jandlschen Gedichte *fritzi & the broom. a play* und *gerhard und der wolf* dar, die beide am 28. Juli 1969 entstanden sind und einander im Gedichtband *der künstliche baum* gegenüberstehen.⁷ Friederike Mayröcker und Gerhard Rühm treten sichtlich als Akteure auf, erstere kehrt eine zerbrochene Vase auf, letzterer labt sich in Anwesenheit eines immer wieder RÜHM rufenden Wolfs⁸ an RAHM und RUM. Die experimentelle Form der beiden Texte weist ebenfalls in die zweite Hälfte der 1950er Jahre, in der Jandl viel Zeit mit Mayröcker und den Wiener Avantgarde-Schriftstellern zu verbringen begann und das experimentelle Dichten erst für sich entdeckte.

Trotz der frühen und aufrichtigen Anerkennung der Radikalen für das in den frühen 1950er Jahren noch näher an der Konvention entlang sich bewegend Schreiben Mayröckers gelang der Durchbruch bei einem breiteren Publikum vorerst noch nicht. Ihr erstes Buch *Larifari. Ein konfuses Buch* erschien 1956, im selben Jahr wie Jandls ebenfalls erster Gedichtband *Andere Augen* – beide Werke erzeugten kaum Resonanz. Auch Jandl trat in seinem Band mit konventionellen, von Brecht inspirierten Gedichten an die Öffentlichkeit, doch wirkliche Aufmerksamkeit erregte er erst im folgenden Jahr: Seine erste Publikation experimenteller Gedichte in der Zeitschrift *Neue Wege*, die sich in erster Linie an Schulkinder und ihre Lehrenden richtete, löste einen veritablen Skandal⁹ aus. Jandls Texte teilten sich die Seite dabei mit Arbeiten von Gerhard Rühm – hier zeigt sich abermals die enge Verbindung des zu diesem Zeitpunkt schon wieder getrennt lebenden Paares zur radikalen Wiener Literatur.

Entgegen dem Vorwurf der Bürgerlichkeit, mit dem speziell Jandl zu kämpfen hatte, gelang ihm und Mayröcker keine »geordnete« Lebensführung miteinander. Nachdem sich beide hatten scheiden lassen, zogen sie 1956, im Jahr ihrer ersten Bücher, zusammen – bald darauf verließ Jandl die gemeinsame Wohnstätte aber wieder, in und von der er sich beengt gefühlt hatte.¹⁰ Ihre gemeinsame Zeit verbrachten die Schreibenden daraufhin hauptsächlich in Jandls Wohnung; – das suggerieren die zahlreichen Fotos, die die beiden über die Jahre dort voneinander gemacht haben (vgl. Abb. 1, 2 und 3). In ihrer beider Stadt Wien lebten Jandl und Mayröcker jedenfalls nie wieder unter einem Dach,¹¹ das Telefon ersetzte in den folgenden 44 Jahren den gemeinsamen Wohnungsschlüssel. In der Sommerzeit teilten sie allerdings ein Domizil, meist in Rohrmoos in der Steiermark. Mehrere *skizzen aus rohrmoos*¹² verfasste Jandl in den 1980er Jahren; jene aus dem Jahr 1982 widmete er (wie auch zahlreiche andere Gedichte, und das gilt natürlich auch umgekehrt) Friederike Mayröcker. Einige Ausschnitte daraus geben einen Eindruck davon, wie sich ein solcher gemeinsamer Sommer gestaltete: »seient ihr / spazierengänger? / ich gehabt haben / einen hirschenfänger.« »ich ginge ja gern mit dir mit / wenn du



Abb. 3: Friederike Mayröcker, 1997
(Foto: E. Jandl)

hinunter gehst in den ort / aber das hier heroben ist der ort / des stuhls auf dem ich sitze / und des tisches mit meiner maschine / und außerdem ist da noch die sache / mit meinen füßen», »zwei gläschen / ohne schnaps // abgereist / ist der freund«, »ihre schritte / die tresse / abwärts // schnaps / in ihrem / becher // sie hat / daran genippt«. Im folgenden Jahr hielt Jandl fest, welche große Bedeutung diesen Sommern zu zweit in der Biographie des Paares zukam: »rohrmoos, der ort, zieht durch mein leben sich / als sommer, deren jeder keinem glich / obgleich vergleichbar bleibt, daß immer sie und ich / nie einer einzeln nach rohrmoos entwich / vor sommer in der stadt«.

Ein Schreiben

Literarische Zusammenarbeit zwischen Friederike Mayröcker und Ernst Jandl fand vor allem in ihren frühen gemeinsamen Jahren statt, doch schon von Anfang an waren beide zurückhaltend, was das Ausmaß der Kollaboration betraf. Zeitlebens lasen sie die Texte des jeweils anderen und standen einander als erste und ernste Kritiker zur Verfügung – obwohl auch dieser konstruktive Austausch mit den Jahren abnahm.¹³ Nur punktuell machten sie sich an gemeinsame Projekte, deren erstes sie nicht veröffentlichten: Die Montage *guten abend*¹⁴ (vgl. Abb. 4) war ein Experiment im Geist der *wiener gruppe* und entstand in jener Zeit, in der Jandl/Mayröcker engen Kontakt zu dieser knüpften. Am 26. Mai 1957 schrieben die beiden diesen Text, der ihnen jedoch offenbar nicht gut genug gefiel, um ihn zu publizieren. Am nächsten Tag probierten sie es noch einmal – diesmal gelang die schlicht so betitelte *gemeinschaftsarbeit*¹⁵. Friederike

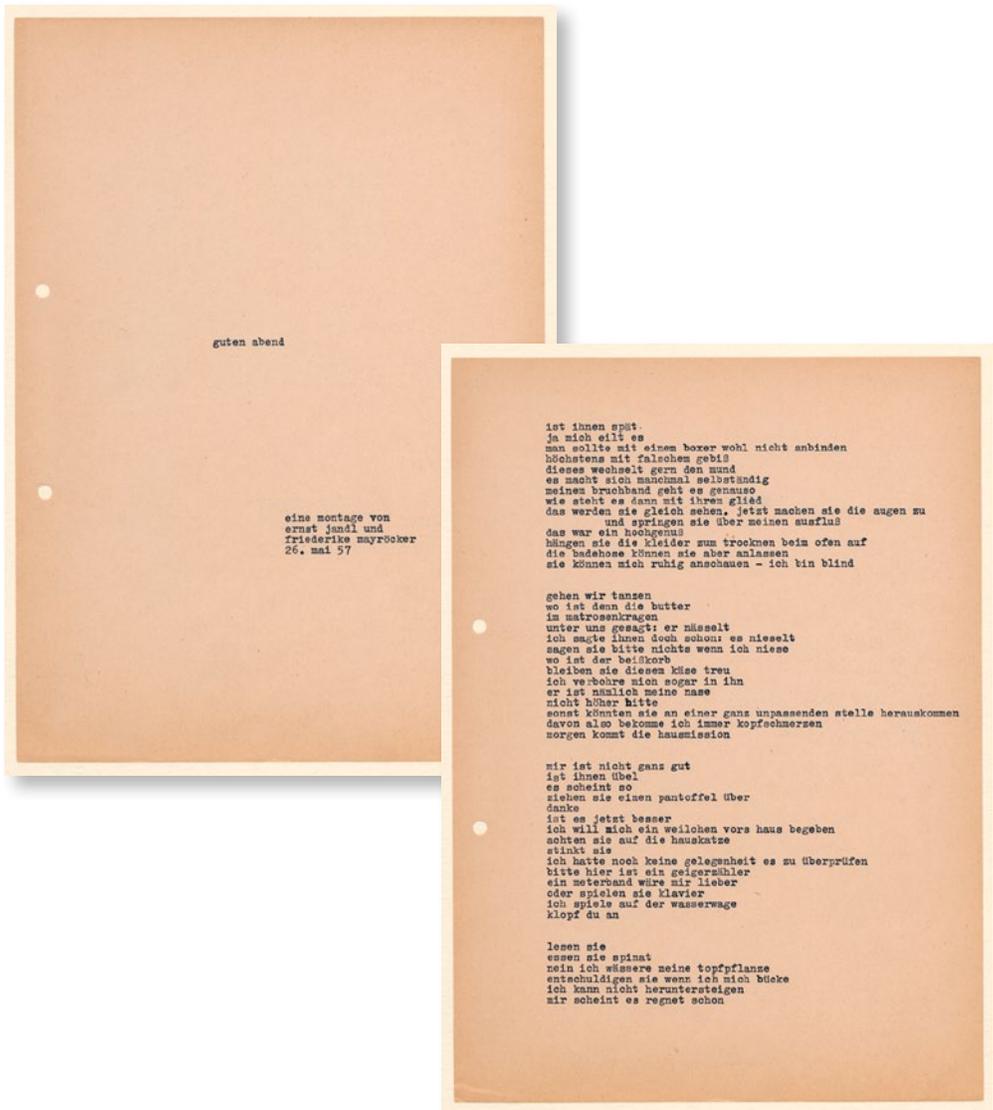


Abb. 4: Typoskript der Montage »guten abend«;
ÖNB, Literaturarchiv (derzeit Literaturmuseum)

Mayröcker über diese erste Phase einer gemeinsamen Produktion: »Freilich erwies sich damals die Verschiedenheit der poetischen Standpunkte als ein kaum überwindbares Hindernis. Erst eine gewisse Annäherung der beiden poetischen Zentren, welche nicht so sehr durch formale Angleichung erfolgte, als durch die Entdeckung, daß beide im gleichen Feld lagen, nämlich dem der experimentellen Poesie, versprach eine erfolgreiche Zusammenarbeit.«¹⁶ Die experimentelle Methode wurde für das Schreiben sowohl Jandls als auch Mayröckers gerade in jener Zeit wesentlich, in der sie ein junges Paar waren – das gemeinsame Abenteuer des Erforschens und Entdeckens neuer Formen mag die Beziehung auch auf der persönlichen Ebene gestärkt und vertieft haben.

Eine Gemeinschaftsarbeit war es auch, die Mayröcker/Jandl ihren jeweils ersten und den einzigen gemeinsamen Preis eintrug: Das 1967 entstandene Stereo-Hörspiel *Fünf Mann Menschen* wurde 1969 mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden ausgezeichnet. Das Hörspiel war jene Literaturgattung, in der Jandl/Mayröcker die meisten Zusammenarbeiten umsetzten: Noch im selben Jahr wie *Fünf Mann Menschen* entstand *Der Gigant*, im Jahr der Preisverleihung und vielleicht von dieser ange-regt schrieb das Duo mit *Spaltungen* und *Gemeinsame Kindheit* zwei weitere Hörspiele. »Hörspiel« ist ein doppelter Imperativ¹⁷, hielten Mayröcker und Jandl in ihren ebenfalls gemeinsam verfassten *Anmerkungen zum Hörspiel* fest. Diese doppelte Anweisung macht vielleicht auch die Verdoppelung der Verfassenden notwendig, deren einer hörend eine passive Rolle einnimmt, während der andere spielt; diesen Gedanken drückte Siegfried J. Schmidt mit seinem Hinweis auf Ernst Jandls Formulierung aus, er »hätte diese vier Hörspiele ohne Friederike Mayröcker nicht gemacht.«¹⁸ Dem steht entgegen, wie Jandl diese »Gemeinschaftsarbeit« in der Dankrede zum Hörspielpreis beschrieb: »ein Text, der dazu bestimmt war, als Hörspiel von mehreren Sprechern gesprochen zu werden, entstand im Zwiegespräch; die Vertrautheit der beiden Autoren miteinander sicherte die nötige Leichtigkeit – es gab keine Scheu, irgend etwas zu sagen – und zugleich die nötige Kontrolle – es gab keine Scheu, zu kritisieren und zu verwerfen.«¹⁹ Friederike Mayröcker ergänzte, das zu zweit verfasste Hörspiel sei ein »erfrischendes Zwischenspiel, nach mancher härteren, weniger hellen, geheimnisvolleren Phase der Arbeit für sich selbst«²⁰.

Ein zu Kunst verwandeltes Abbild ihrer Zusammenarbeit haben die »Liebesfreunde«²¹ Mayröcker und Jandl mit *Gemeinsame Kindheit* erschaffen, einem Dialog zwischen den Figuren Mann (M) und Frau (F) über eine Kindheit, die sie vielleicht gemeinsam verbracht haben und einen Text, den sie darüber gerade gemeinsam schreiben: »M: also das Generalthema ist ›Gemeinsame Kindheit‹ / F: Sandkasten, etc / M: das ganze ist ja eine Fiktion – / weil wir ja keine / F: insofern keine Fiktion – / als wir im Belvedere vielleicht / oder im Schweizergarten – / M: ich hab nie mit jemand anderem gespielt«²². In seinem Kommentar zu Friederike Mayröckers Hörspiel »Zwölf Häuser – oder: Möwenpink« hat Jandl diesen Text als »eine Art innere[n] Monolog mit gelegentlichen halluzinatorischen Abschweifungen«²³ bezeichnet; ähnlich funktioniert die im zeitlichen Umfeld von *Möwenpink* entstandene *Gemeinsame Kindheit*. Dort sind die »halluzinatorischen Abschweifungen« die Erinnerungssequenzen, die das Gespräch zwischen Mann und Frau immer wieder unterbrechen. Das Verhältnis von Realität und Fiktionalität dieses sichtlich aus einem Gespräch der beiden Schreibenden entstandenen Texts ist dabei zentrales Thema: »F: SANDKASTEN! / M: hatten wir das nicht schon mal? / F: das ist ein Spiel / M: das hieße ja / es wird nichts andres gemacht / als diese

Vorstellung, diese Fiktion / von der gemeinsamen Kindheit / auf die Probe / zu stellen«²⁴. Die Thematisierung der Schreibsituation des im Entstehen befindlichen Texts trägt zur »objektivierung / im sinne der zerstörung von illusion«²⁵ bei, wie Jandl später in seinem Stück *Aus der Fremde* formulierte, in dem er zu diesem Zweck neben dem durchgängig verwendeten Konjunktiv ebenfalls jene in *Gemeinsame Kindheit* mit Mayröcker entwickelte Praxis zum Einsatz brachte. Dass nicht nur gemeinsam entwickelte Methoden, sondern auch der jeweils andere als Figur in zahlreichen Texten der beiden Schreibenden wesentlich wurden, liegt bei solch einer Lebensverbindung nahe und wurde von Klaus Kastberger anhand von Mayröckers *Reise durch die Nacht* und Jandls *Aus der Fremde* im Detail gezeigt,²⁶ zwei Paartexten, in denen auch die Figur des Dritten zentral (jedoch nicht dazwischen) mitspielt.

Zu dritt auf die Probe stellten Jandl und Mayröcker auch das Medium Fernsehen, als sie in den beginnenden 1970er Jahren gemeinsam mit Heinz von Cramer den Film *Traube* schufen. Diese Arbeit ist ein weiteres Beispiel dafür, dass Mayröcker und Jandl auf künstlerischer Ebene dann am besten zusammenarbeiteten, wenn es darum ging, Gattungskonventionen und Methodik zu reflektieren, zu thematisieren und schließlich zu brechen. Das legt nahe, dass sich die gemeinsamen Projekte des Paares zu wesentlichen Teilen aus theoretischen Debatten heraus entwickelten – wie auch die *Gemeinsame Kindheit* illustriert. *Traube* setzten Mayröcker und Jandl dann zu dritt mit dem Hörspielregisseur von Cramer um, wobei »für den Film alle drei als Urheber zeichnen, ohne Trennung in Drehbuch und Regie«²⁷. Noch eine zweite Arbeit haben Jandl und Mayröcker zu dritt erarbeitet – die wie jene früher erwähnten, zu zweit verfassten Montagen in den 1950ern entstanden ist. Der Dritte im Bunde war in diesem Fall der gemeinsame Freund Andreas Okopenko. Seine Ausführungen zu diesem erst Jahrzehnte später, wiederum schlicht unter dem Titel *Gemeinschaftsarbeit* publizierten Text²⁸ erinnern an die Darstellungen Gerhard Rühms zur Arbeitsweise der *wiener gruppe*²⁹: »Da ging es reihum, jeder von uns drei abwechselnd einen Satz, mit dem er an den Vor-Satz des Anderen anknüpfte. Es resultierte, von mir zunächst stenographiert, später reingeschrieben, ein 3-4 Seiten langes, recht lustiges Manuskript, in dem jeder Urheber trotz allem Kollektivismus wie ein grüner Hund zu erkennen war.«³⁰ Diese experimentelle Gruppenarbeit dürfte nicht die einzige gewesen sein, die Jandl/Mayröcker/Okopenko in den 1950er Jahren als Trio verfassten,³¹ zur Publikation erschienen ihnen die Gemeinschaftswerke allerdings zum damaligen Zeitpunkt nicht geeignet.

Zwei Städte

Wenngleich die Avantgarde mit der *wiener gruppe* auch in der Bundeshauptstadt ein festes Standbein hatte, geschah progressive Literatur auf breiterer und zunehmend auch vorsichtig institutionalisierter Ebene in Österreich andernorts: Mit dem Kulturzentrum *Forum Stadtpark* und der Literaturzeitschrift *manuskripte* bot Graz seit dem Ende der 1950er Jahre jungen, mit neuen Formen arbeitenden Schreibenden wie zum Beispiel Barbara Frischmuth, Wolfgang Bauer oder Peter Handke Möglichkeiten, Fuß zu fassen. Auch die fortschrittlichen Wiener Literaten wandten sich bald der Steirischen Literaturstadt zu; in den *manuskripten* wurde etwa der *wiener gruppe* eine Publikationsmöglichkeit gegeben. Auch für die

internationale konkrete Poesie, etwa jene der »Stuttgarter Gruppe« um Max Bense, war die Zeitschrift einer der allerersten Erscheinungsorte in Österreich. Alfred Kolleritsch war (und ist noch heute) ihr Herausgeber; an ihn wandte sich Jandl 1963 mit seinen *villgratener texten*, die im selben Jahr in Heft 9 erschienen. Bald darauf reisten Jandl und Mayröcker erstmals zu einer Veranstaltung des *Forum Stadtpark* nach Graz – die private und professionelle Freundschaft, die sie ab diesem Zeitpunkt mit Kolleritsch pflegten, hielt und hält drei Leben lang. Mayröckers erste Texte in den *manuskripten* erschienen 1965 in Heft 13; zu ihrem 90. Geburtstag wurde ihr kürzlich Heft 206 gewidmet.

Neben dem lebenslangen Nebeneinandersein im Leben und Literarischen gab es bei Jandl/Mayröcker eine literaturpolitische Gemeinsamkeit, auf die der Titel »Gemeinschaftsarbeit« vielleicht noch weit mehr zutrifft als auf alle literarische und künstlerische Produktion, die die Namen beider Schreibenden trägt. Das gemeinsame kulturpolitische Engagement der beiden führte zum einschneidendsten Ereignis des österreichischen Literaturbetriebs nach 1945 – das bezeichnenderweise von Graz aus eingeleitet wurde. Den folgenreichen Brief aus dem Jahr 1973, der dazu führte, haben Jandl und Mayröcker im Dreigespann mit Alfred Kolleritsch mit »freundschaftlichen Grüßen« unterzeichnet. Der Briefkopf ist jener des *Grazer Forums Stadtpark*, die Folge die Gründung der *Grazer Autorenversammlung*. Dort heißt es: »Zur Diskussion steht u.a. die Frage der Gründung eines zweiten, autonomen österreichischen PEN – Zentrums. Wir bitten Euch daher dringend, an dem am 24. und 25. Februar 1973 im Forum Stadtpark Graz stattfindenden Treffen teilzunehmen, zu dem die auf der beiliegenden Liste angeführten Autoren, Aktionisten und Filmemacher eingeladen sind.«³² Vorangegangen waren dem Schreiben aus Graz intensive Sondierungsgespräche in Wien, die nach dem Paukenschlag der von Jandl am 22. Oktober 1972 verfassten und verlesenen³³ PEN-kritischen *Grazer Erklärung* einsetzten. Diese Vorarbeiten unternahm, wie Jandls Aufstellung der im Vorfeld der Gründung der *Autorenversammlung* geführten »inoffiziellen Gespräche«³⁴ zeigt, er und Mayröcker sämtlich gemeinsam. Sie war es auch, die in diesem Kontext Korrespondenzen mit Robert Neumann und Hilde Spiel führte.³⁵ Die wichtige Rolle Mayröckers für die Gründung der mittlerweile umgetauften *Grazer Autorinnen Autorenversammlung* zwischen dem Mann aus Wien – Ernst Jandl – und dem Mann aus Graz – Alfred Kolleritsch – wird beim Erzählen der Geschichte dieser Vereinigung zuweilen vernachlässigt.

Ernst Jandl aber wusste um alles, was Friederike Mayröcker leistete und bewegte. 1975 schrieb er für Gerhard Kleindls Film über Friederike Mayröcker »Oh Scirocco nimm mich auf deine Zunge«: »Alles, in diesen letzten 20 Jahren, danke ich ihr. So die Erkenntnis, daß der einzige Vorteil, ein Mann zu sein, der ist: daß er im Stehen pissen kann. Sie ist vollkommen emanzipiert, nicht auf stupide Suffragettenart, und ich habe es von ihr gelernt. Emanzipation, das heißt: Emanzipation des Menschen, durch Beseitigung, jeder für sich selbst, der humanoiden Modelle des Konsumschweins zur rechten, des Politschweins zur linken, zwischen denen das Leben der meisten eingeklemmt ist.«³⁶ Als Beleg dafür, dass sich Jandls Verständnis von und für Frauen-Emanzipation nicht ganz so progressiv gestaltete wie seine Poetik, wird vielfach³⁷ ein bestimmtes Gedicht von Friederike Mayröcker angeführt – und mit diesem sei ihr auch an dieser Stelle das letzte Wort erteilt: »du bist der Herr / ich bin der Knecht / ich bin ein Tragtier auch / (zurecht)«³⁸

1 — ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl. Dank für diesen Hinweis gilt Hannes Schweiger.

2 — K. Siblewski, *a komma punkt ernst jandl. Ein Leben in Texten und Bildern*. München: Luchterhand 2000, 96.

3 — W. Schmidt-Dengler, *Bruchlinien II. Vorlesungen zur österreichischen Literatur 1990 bis 2008*, hg. von Johann Sonnleitner. St. Pölten, Salzburg, Wien: Residenz 2012, 195.

4 — K. Siblewski, *a komma punkt ernst jandl* (Anm. 2), 75.

5 — F. Mayröcker in: M. Beyer, Nachwort, in: E. Jandl, F. Mayröcker, A. Okopenko, *Gemeinschaftsarbeit* (=experimentelle texte 21), hg. von Marcel Beyer. Siegen 1989, 13-17, 16.

6 — Etwa *The Vienna Group. H.C. Artmann, Ernst Jandl, Friederike Mayröcker, Gerhard Rühm, Friedrich Achleitner, Konrad Bayer. Six major Austrian poets*. Translated and edited by Rosemary Waldrop and Harriett Watts. Station hill press 1985; aber auch V. Auffermann et al., *Leidenschaften: 99 Autorinnen der Weltliteratur*. München: btb 2013.

7 — E. Jandl, *der künstliche baum. flöda und der schwan* (= poetische werke 4). München: Luchterhand 1997, 98 & 99.

8 — Jandl spielt mit diesem Gedicht auf die ZOCK-Bewegung der 1960er Jahre an, eine Art »Nachfolgeinstitution« der *wiener gruppe*: Gerhard Rühms Pseudonym bei seinem Auftritt beim ZOCK-Fest (1967) war GUSTAV WERWOLF. Vgl. T. Eder, *Unterschiedenes ist / gut. Reinhard Priessnitz und die Repoetisierung der Avantgarde*. München: Wilhelm Fink 2003, 172ff.

9 — G. Rühm, vorwort, in: Ders. (Hrsg.), *Die Wiener Gruppe. Achleitner Artmann Bayer Rühm Wiener. Texte Gemeinschaftsarbeiten Aktionen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1967, 5-36, 24.

10 — *Ernst Jandl vernetzt. Multimediale Wege durch ein Schreibleben* [Daten-DVD], zusammengestellt und kommentiert von Hannes Schweiger. Wien: ZONE Media 2010.

11 — Das stimmt nicht ganz: Zwar teilten Jandl und Mayröcker nie wieder eine Wohnung, in Jandls letzten Jahren zog er allerdings »unter ihr Dach«, nämlich in eine Wohnung in dem Haus, in dem Mayröcker auch heute noch lebt.

12 — E. Jandl, *idyllen. stanzen* (= poetische werke 9). München: Luchterhand 1997, 140-151.

13 — G. Marko, *Schreibende*

Paare. Liebe, Freundschaft, Konkurrenz. Zürich, Düsseldorf: Artemis & Winkler 1995, 433-453.

14 — Zu sehen ist dieses Typoskript in der Dauerausstellung des neu eröffneten Literaturmuseums der Österreichischen Nationalbibliothek.

15 — E. Jandl, *Andere Augen. verstreute gedichte 1. deutsches gedicht* (= poetische werke 1). München: Luchterhand 1997, 143f.

16 — F. Mayröcker in: E. Jandl, F. Mayröcker, Rede anlässlich der Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden am 22. April 69, in: E. Jandl, *Autor in Gesellschaft. Aufsätze und Reden* (= Poetische Werke 11). München: Luchterhand 1999, 293-297, 293.

17 — E. Jandl, F. Mayröcker, Anmerkungen zum Hörspiel, in: E. Jandl, *Autor in Gesellschaft* (Anm. 16), 54-56, 54.

18 — S. Schmidt, *Gemeinschaft(s)Arbeit: Ernst Jandl und Friederike Mayröcker*, in: K. Siblewski (Hrsg.), *Ernst Jandl. Texte, Daten, Bilder*. Frankfurt/M.: Luchterhand 1990, 143-152, 144.

19 — E. Jandl in: E. Jandl, F. Mayröcker, Rede anlässlich der Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden

am 22. April 69 (Anm. 16), 295f.

20[–] F. Mayröcker ebd., 296.

21[–] G. Marko, *Schreibende Paare* (Anm. 13), 453.

22[–] E. Jandl, F. Mayröcker, *Gemeinsame Kindheit*, in: E. Jandl, *Gesammelte Werke. Dritter Band. Stücke und Prosa*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand 1985, 75-105, 79.

23[–] E. Jandl, *Zu Friederike Mayröckers Hörspiel »Zwölf Häuser – oder: Möwenpink«*, in: Ders., *Autor in Gesellschaft* (Anm. 16), 57-59, 58.

24[–] E. Jandl, F. Mayröcker, *Gemeinsame Kindheit* (Anm. 22), 91f.

25[–] E. Jandl, *Aus der Fremde. Sprechoper in 7 Szenen*, in: Ders., *peter und die kuh. die humanisten. Aus der Fremde* (= poetische werke 10). München: Luchterhand 1997, 177-258, 223.

26[–] K. Kastberger, *Vom vom zum zum*. Mayröcker bei Jandl und umgekehrt, in: B. Fetz, H. Schweiger (Hrsg.), *Ernst Jandl. Musik Rhythmus Radikale Dichtung* (= Profile 12). Wien: Zsolnay 2005, 158-179.

27[–] E. Jandl, F. Mayröcker, Brief vom 25.1.1970 an Hartwig Schmidt (WDR), ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl, zit. nach C. Blümlinger, *Traube – ein Versuch über audiovisuelle Sprache*, in: B. Fetz, H.

Schweiger (Hrsg.), *Die Ernst Jandl Show*. St. Pölten, Salzburg, Wien: Wien Museum / Residenz Verlag 2010, 83-91, 83.

28[–] E. Jandl, F. Mayröcker, A. Okopenko, *Gemeinschaftsarbeit* (Anm. 5).

29[–] G. Rühm in: V. Hanneschläger, D. Srienc, *Der blaue Gott. Gerhard Rühm im Gespräch über Konrad Bayer und sich selbst*, in: T. Eder, K. Kastberger, D. Srienc (Hrsg.), *Konrad Bayer. Texte, Bilder, Sounds* (= Profile 22). Wien: Zsolnay 2015, 253-266, 260f.

30[–] A. Okopenko, Brief vom 23.6.1987 an Marcel Beyer, zit. nach M. Beyer, *Nachwort*, in: E. Jandl, F. Mayröcker, A. Okopenko, *Gemeinschaftsarbeit* (Anm. 5), 13-17, 14.

31[–] M. Beyer, *Nachwort* (Anm. 30).

32[–] E. Jandl, F. Mayröcker, A. Kolleritsch, Brief vom 22.1.1973 an div. österreichische Kunstschaaffende, ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl.

33[–] R. Innerhofer, *Die Grazer Autorenversammlung (1973-1983). Zur Organisation einer »Avantgarde«*. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1985, 25.

34[–] E. Jandl, *Aufstellung der im Vorfeld der Gründung der Grazer Autorenversammlung geführten Gesprä-*

che, ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl.

35[–] Vgl. R. Neumann, Brief vom 5.12.1972 an Friederike Mayröcker, und H. Spiel, Brief vom 19.12.1972 an Friederike Mayröcker, ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl. Siehe auch R. Innerhofer, *Die Grazer Autorenversammlung* (Anm. 33), 30.

36[–] E. Jandl, *Selbst mit Fünfzig*. Für Gerhard Kleindls Film FRIEDERIKE MAYRÖCKER, 12.10.1975, ÖNB, Literaturarchiv, Nachlass Ernst Jandl, zit. nach dem Typoskriptfaksimile in B. Fetz, H. Schweiger (Hrsg.), *Die Ernst Jandl Show* (Anm. 27), 98.

37[–] z.B. K. Kastberger, *Vom vom zum zum* (Anm. 26), 176.

38[–] F. Mayröcker, *Gesammelte Gedichte 1939-2003*, hg. von Marcel Beyer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2004, 425.

*»Gewidmet sind diese Schriften eigentlich meinen
Freunden. Wenn ich sie ihnen nicht förmlich wid-
me, so ist es darum, weil die meisten von ihnen sie
nicht lesen werden.«*

(L. Wittgenstein, Manuskript 117, S.116)

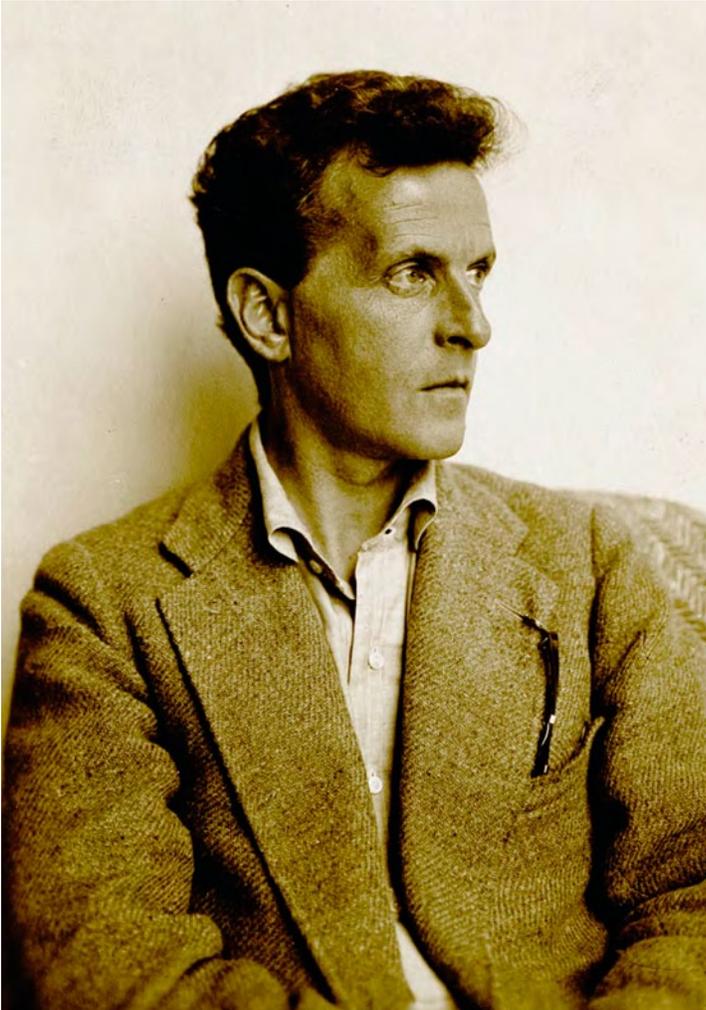


Abb. 1: Ludwig Wittgenstein, Aufnahme von Moritz Nähr um 1930
(Pf 42.805 : C (1))

Persönliche Widmungen eigener Werke sind stets Ausdruck einer besonderen Wertschätzung bzw. emotionalen Verbundenheit des Autors zum Widmungsempfänger.

Ludwig Wittgenstein widmet sein einziges zu Lebzeiten publiziertes philosophische Werk, den *Tractatus logico-philosophicus*, seinem damals engsten Freund David Hume Pinsent, der 1918 kurz vor der Fertigstellung dieses Werkes als Testpilot der Royal Airforce tödlich verunglückte. In den 30er Jahren arbeitete Wittgenstein in immer neuen Versuchen an einer Gesamtdarstellung seiner Philosophie – einen davon beabsichtige er seinem Schüler und persönlichen Freund Francis Skinner zu widmen. Widmungen wie im *Typoskript 202* der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* an Paul Engelmann und zwei weitere an seine Schwester Margarte sind als Geschenk-Widmungen der jeweiligen Manuskript-Bände zu verstehen.¹ Der folgende Artikel beschäftigt sich mit diesen Widmungen Wittgensteins, – nicht berücksichtigt sind Geschenk-Widmungen Wittgensteins in Werken anderer AutorInnen.

Persönliche Widmungen finden sich in folgenden Schriften:

- Im Manuskript 104, der handschriftlichen Urfassung der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* (später publiziert unter dem Titel *Prototractatus*²) an David H. Pinsent
- im *Typoskript 202*, dem sog. Engelmann-Typoskript, wie auch im *Ts 204*, dem *Gmundner Typoskript* der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* ebenfalls an David H. Pinsent
- im Manuskript 114 *Philosophische Grammatik* an Francis Skinner (diese Widmung ist allerdings nicht auf diesen Manuskriptband selbst bezogen, sondern auf ein nie erschienenes Werk)
- eine allgemeine Widmung »an meine Freunde« in einem Vorwortentwurf in Manuskript 117 (siehe das einleitende Motto oben)
- in einem Exemplar des *Blauen Buchs* an seine Schwester Margarethe
- und im Manuskript 142, der Urfassung der *Philosophischen Untersuchungen* ebenfalls an seine Schwester Margarethe.

Die Widmungen der Logisch-Philosophischen Abhandlung

Das sog Engelmann-Typoskript der *Logische-Philosophischen Abhandlung* (Ts 202), heute in der Bodleian Library in Oxford (MS. German d. 6), ist ein besonders interessantes Beispiel, weil es eine doppelte Widmung enthält:

- eine Werk-Widmung an seinen 1918 tödlich verunglückten Freund David H. Pinsent, die sich bereits in der handschriftlichen Vorstufe dieses Werkes, dem *Prototractatus* (Ms 104) findet und ebenso in der Gmundner Fassung der *Abhandlung* (Ts 204)³.
- und eine handschriftliche Geschenk-Widmung des Typoskripts an seinen Freund Paul Engelmann.

Die Widmung an David Pinsent ist Ausdruck einer engen Freundschaft und gleichzeitig von Wittgensteins tiefer Erschütterung über den Tod seines Jugendfreundes bei einem Testflugs der Royal Air Force am 8. Mai 1918 in Farnborough. Ludwig Wittgenstein lernte den Mathematikstudenten David Pinsent in Frühjahr 1912 bei den regelmäßigen Studententreffen in Bertrand Russells Wohnung in Cambridge kennen⁴. Später stellte sich Pinsent auch als Testperson für Wittgensteins psychologische Experimente zur Rhythmuswahrnehmung in der Musik zur Verfügung⁵. Beide verband eine große Begeisterung für die Musik. In den

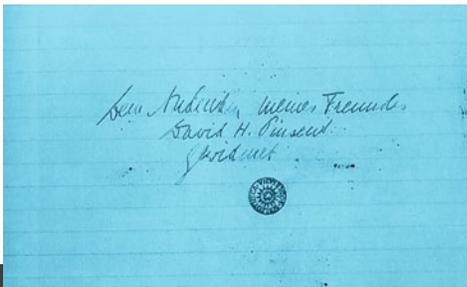


Abb. 2: Widmung an David Pinsent im sog. »Prototractatus« (Ms 104) (Mit freundlicher Erlaubnis der Bodleian Library Oxford, in deren Besitz sich das Manuskript befindet.)

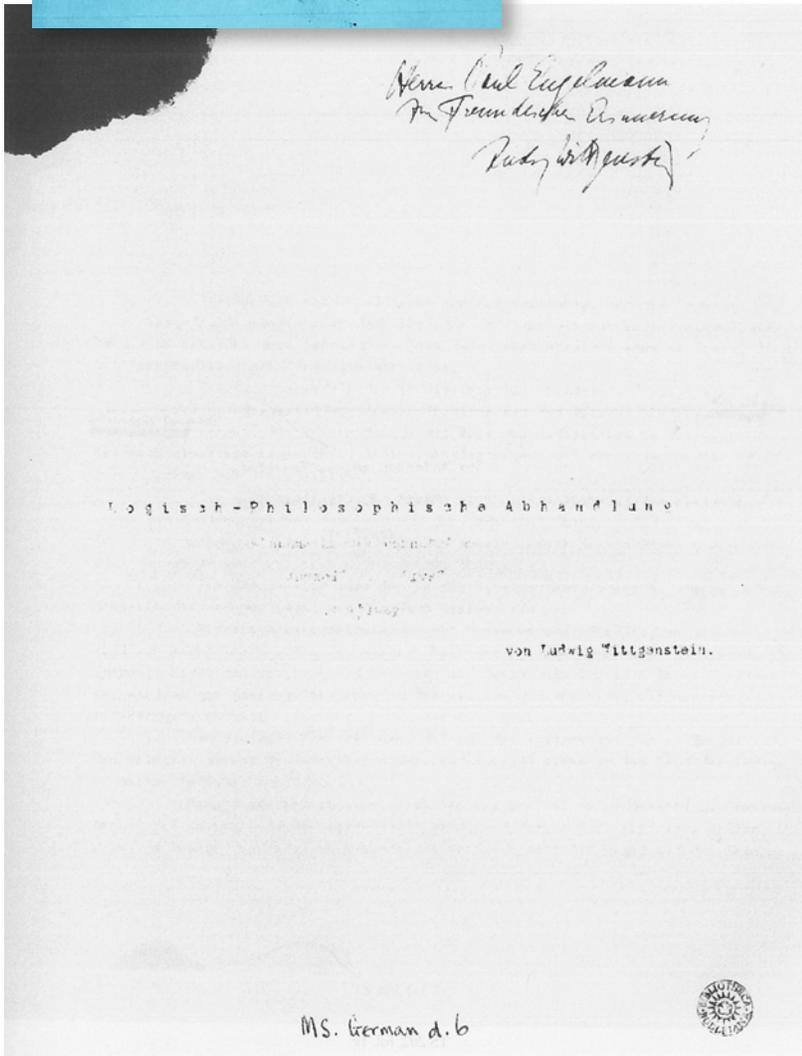


Abb. 3: Titelblatt der *Logisch-Philosophischen Abhandlung* mit der Widmung an Paul Engelmann im Ts 202 (Mit freundlicher Erlaubnis der Bodleian Library Oxford, in deren Besitz sich das Typoskript befindet.)

Sommerferien 1912 unternahmen sie auf Wittgensteins Vorschlag eine gemeinsame Islandreise, im darauf folgenden Sommer eine Reise nach Norwegen⁶. Eine weitere geplante Ferienreise nach Andorra im Sommer 1914 verhinderte der Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In den folgenden Jahren blieben sie brieflich in Kontakt⁷ – beide im Dienst nunmehr feindlicher Armeen. Wittgenstein erfährt vom Tod seines Freundes in einem Brief von David Pinsents Mutter Ellen vom 6. Juli 1918⁸, – zu einem Zeitpunkt, als der *Prototractatus* (Ms 104) vermutlich die letzte Überarbeitung erfuhr oder bereits abgeschlossen war. Tief betroffen antwortet Wittgenstein mit folgendem berührenden Brief, in dem er auch die beabsichtigte Widmung seiner *Logisch-Philosophischen Abhandlung* an seinen Freund bereits erwähnt:

»Most honoured, dear, gracious Lady,

Today I received your kind letter with the sad news of David's death. David was my first and my only friend. I have indeed known many young men of my own age and have been on good terms with some, but only in him did I find a real friend, the hours I have spent with him have been the best in my life, he was to me a brother and a friend. Daily I have thought of him and have longed to see him again. God will bless him. If I live to see the end of the war I will come and see you and we will talk of David.

One more thing, I have just finished the philosophic work on which I was already at work at Cambridge. I had always hoped to be able to show it to him sometime, and it will always be connected with him in my mind. I will dedicate it to David's memory. For he always took great interest in it, and it is to him I owe far the most part of the happy moods which made it possible for me to work. Will you please say to Mr Pinsent and to Miss Hester how very deeply I sympathise with them in their loss. I shall never forget the dear one so long as I live, nor shall I forget you who were nearest to him.

Yours true and thankful

L.W.«⁹

Die Widmung an David Pinsent »Dem Andenken meines Freundes David H. Pinsent gewidmet« notiert Wittgenstein handschriftlich bereits im *Prototractatus*, Sie wird gleichlautend ins Typoskript 202 und 204 (nicht jedoch in Typoskript 203) übernommen. Außerdem findet sie sich wortgleich auch in der ersten Publikation der *Logisch-philosophischen Abhandlung* im Band XIV.(1921) der *Annalen der Naturphilosophie* wie auch in der zweisprachigen Ausgabe London 1922, nunmehr unter dem bekannteren Titel *Tractatus logico-philosophicus*.

Die näheren Umstände der zweiten Widmung im Typoskript 202, jene an Paul Engelmann, dem Wittgenstein das Typoskript als Geschenk widmet, bleiben hingegen im Dunklen. Wittgensteins lebenslange Freundschaft mit Engelmann geht zurück auf seine Stationierung in Olmütz im Herbst 1916, wo er Engelmann über Vermittlung seines Lehrers Adolf Loos kennen lernte. Der genaue Zeitpunkt der Widmung und der Schenkung an Engelmann ist nicht belegt. Es ist davon auszugehen, dass Wittgenstein irgendwann nach dem Erscheinen der zweisprachigen Ausgabe des *Tractatus* 1922 in London, das nun nicht mehr benötigte Typoskript 202 seinem Freund Paul Engelmann überließ. Verwirrend ist dabei der Umstand, dass Engelmann bereits im März 1919 eine von seiner Schwester Hermine in Ludwig Wittgensteins Auftrag erstellte Abschrift des

Logisch-Philosophischen Abhandlung erhalten hatte, die sich heute unter den Namen »Wiener Typoskript« in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken in der ÖNB befindet (Ts 203, Cod. Ser.n. 22.023)¹⁰. Engelmann bedankt sich in seinem Brief an Ludwig vom 3. 4. 1919 für die von Hermine übersandte Kopie¹¹. Das ursprüngliche »Engelmann-Typoskript« ist demnach also das Ts 203, das von Wright allerdings mit der Bezeichnung »Wiener Typoskript« in seiner Nachlassverzeichnis aufnahm, weil er es 1965 in Wien im Besitz der Familie Stonborough vorgefunden hatte.¹² Engelmann schickte dieses früher erhaltene Exemplar (Ts 203) irgendwann nach 1922 nach Wien zurück. In einem Brief an Ludwig Wittgenstein vom 23. Juni 1922 entschuldigt er sich, dass er dies noch nicht getan habe, weil er noch dabei sei, eine davon erstellte Abschrift zu korrigieren¹³. Er erhielt später von Wittgenstein – wie bereits erwähnt – das in seiner Historie wesentlich interessantere, mit zahlreichen handschriftlichen Korrekturen und einer persönlichen Widmung an ihn versehene Typoskript 202, das heute seinen Namen trägt und sich in der Bodleiana in Oxford befindet.

Die Widmung im Manuskript 114¹⁴

In Wittgensteins Manuskript 114 mit dem Titel *Band X. Philosophische Grammatik* findet sich am vorderen Vorsatzblatt folgender Eintrag:

»Im Falle meines Todes vor der Fertigstellung oder Veröffentlichung dieses Buches sollen meine Aufzeichnungen fragmentarisch veröffentlicht werden unter dem Titel: »Philosophische Bemerkungen« und mit der Widmung: »FRANCIS SKINNER zugeeignet. Er ist, wenn diese Bemerkung nach meinem Tode gelesen wird, von meiner Absicht in Kenntnis zu setzen, an die Adresse: Trinity College Cambridge.«

Wittgenstein schreibt diese Anweisung – wie in Abbildung 4 zu sehen – nach dem Wort »diese Buches...« in Code, jener simplen Geheimschrift, die er vielfach in seinen Manuskripten für persönliche Bemerkungen benutzt, und die auf einer recht einfachen Vertauschung der Buchstaben nach dem Prinzip a→z, b→y usf. beruht.

Die beabsichtigte Widmung in MS 114 bezieht sich auf Francis Skinner, Wittgensteins engsten persönlichen Freund in dieser Zeit. Skinner war 1930 als hochbegabter Mathematikstudent ans Trinity College in Cambridge gekommen. Bald darauf entstand eine enge Beziehung zu Wittgenstein, dem er »unkritisch und fast obsessiv verfiel«, wie Ray Monk schreibt.¹⁵

Bald nach dem Neubeginn seiner philosophischen Arbeit im Februar 1929 in Cambridge plante Wittgenstein eine zusammenfassende Darstellung seiner neuen philosophischen Ideen, beruhend auf dem Material der in rascher Folge entstandenen Manuskriptbände (Ms 105 -114). Da das geplante Werk allerdings in dieser Form nie erschien, blieb auch die Widmung aus dem Ms 114 fiktiv. Die hier zitierte Anweisung zu einer Widmung an Francis Skinner bezieht sich demnach nicht auf den physischen Manuskriptband (Ms 114) selbst, sondern auf ein fiktives, posthume zu veröffentlichendes Werk, das den Titel *Philosophische Bemerkungen* tragen sollte. Diesen Titel verwendete Wittgenstein bereits für die Manuskriptbände, die ab dem Februar 1929 in Cambridge entstanden (MS 105 ff) und auch für die daraus bereits 1930 erstellte Synopse, dem Typoskript 208.

Den Felle mein's Todes vor der Fortstellung
oder Veröffentlichung dieses Buches kuypon
ovruv Zfuaranfufon nichtvorgiebt evi.
imuvogress diivruv fugvi vov Jgvy:
'Logpukubarkesv Yovviffufon'
fuv og vvi vovvuf:
"UIZNXRH H&RNNVI afvortung"
Vi vgy, kom vovv Yovviffufon vovv ovruv Juvv
Anpobv deiv, eva ovruv Zfuvog zu vovvufv af
vovv, zu vovv Zvuvv: Juvvuf' kuyvovv kuyvovv!

Abb. 4: Widmung an Francis Skinner
im Manuskript 114
(Mit freundlicher Erlaubnis der Trinity
Library Cambridge, in deren Besitz
sich das Manuskript befindet)

Abb. 5: Wid-
mung an seine
Schwester
»Gretl« im
Blauen Buch
(ÖNB, Cod.
Ser. n. 52.856)

meiner Schwester Gretl
zu Weihnachten
Ludwig

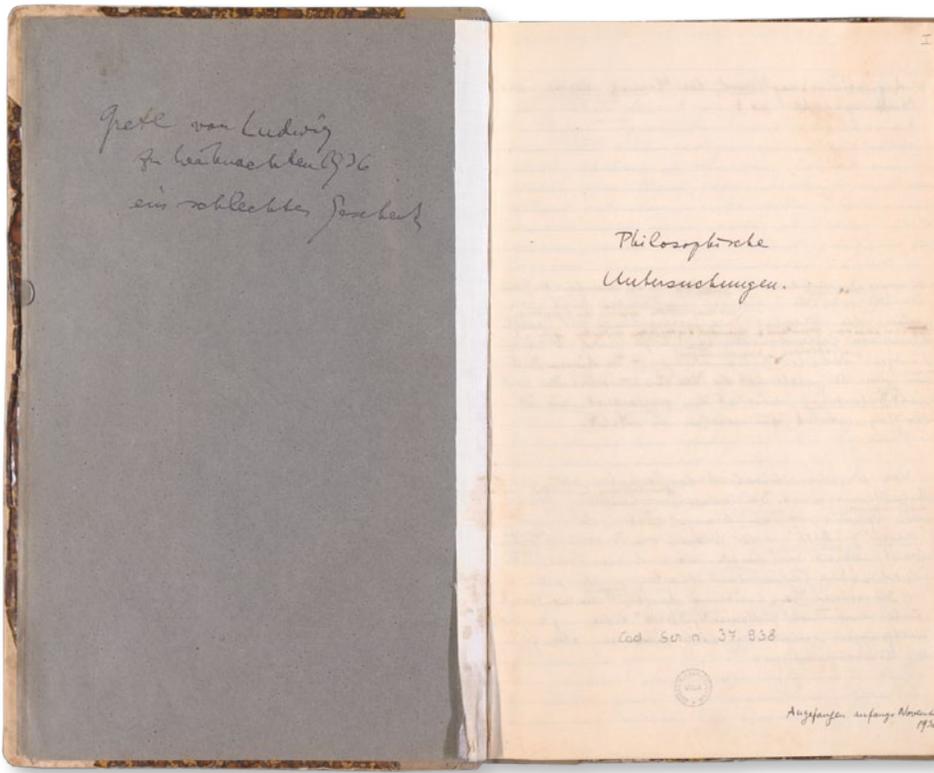


Abb. 6: »Philosophische Untersuchungen« (Ms 142, ÖNB, Cod. Ser. n. 37.938)
Titelblatt und Widmung an seine Schwester »Gretl« (links oben)

Das Manuskript 114 besteht aus zwei, deutlich voneinander getrennten Teilen: die ersten 60 Seiten sind eine direkte chronologische Fortsetzung der Bemerkungen von Band IX. (Ms 113), während die anschließenden von Wittgenstein selbst paginierten 228 Seiten den Versuch einer durchgehenden Überarbeitung des *Großen Typoskripts* (Ts 213) darstellen, die er in Manuskriptband 115 fortsetzte und später im so genannten *Großen Format* (Ms 140). Es ist Michael Nedos These zuzustimmen¹⁶, dass die Anweisung zu einer Widmung an Francis Skinner trotz ihrer Platzierung an Anfang des Werkes diesem zweiten Abschnitts des Manuskripts 114 zuzuordnen ist. Der Ausdruck »Fertigstellung oder Veröffentlichung dieses Buch« bezieht sich also auf Wittgensteins Plan, einer Veröffentlichung, zu der er mit einer intensiven Überarbeitungen des Ts 213 begann. Dieses Buchprojekt wurde von Wittgenstein später allerdings aufgegeben. Erst posthum 1964 publizierte sein Schüler Rush Rhees die *Philosophischen Grammatik*, die den damaligen Intentionen Wittgensteins weitgehend entspricht, jedoch ohne der Widmung an Francis Skinner.

Die Widmungen an Schwester »Gretl«

Es scheint dass Margarethe Stonborough-Wittgenstein- »Gretl« – wie sie in der Familie genannte wurde – die einzige von Ludwigs Geschwistern war, der er philosophische Schriften mit persönlichen Widmung schenkte, nämlich ein Exemplar des *Blue Book* und das Manuskript 142, die »Urfassung« der *Philosophischen Untersuchungen*.

Dies mag insofern erstaunen, als gerade sein Verhältnis zu Gretl häufig als eher gespannt dargestellt wird¹⁷.

David H. Pinsent, der engste Freund Wittgensteins aus seiner ersten Zeit in Cambridge 1911-13 berichtet in seinem Reisetagebuch von ihre gemeinsamen Norwegenurlaub im September 1913, dass sich Ludwig auch deshalb dazu entschloss, für ein Jahr in Norwegen zu bleiben, weil er erfahren hatte, dass Margarethe mit Familie nach London übersiedeln wolle, er ihr große Nähe zu Cambridge aber als Belastung empfand. Bei der Schenkung des ererbten väterlichen Vermögens an seine Geschwister nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft 1919, hatte er Gretl als Einzige übergangen. Auch wenn dies primär auf Margarethes gesicherten finanziellen Verhältnisse nach der Heirat mit Jerome Stonborough zurückzuführen war, mag es doch auch Anlass für eine Kränkung seiner Schwester gewesen sein, wie zumindest ein Brief Hermines an Ludwig vom Herbst 1919 (ÖNB, Autogr. 1276/2-16) nahelegt¹⁸. Allerdings dürften sich die Geschwister einerseits durch den Bau des Stadtpalais für Margarte in der Kundmannngasse nach Plänen von Ludwig und insbesondere auch durch seine Beziehung zu Maguerite Respinger wieder näher gekommen sein. Maguerite Respinger war häufiger Gast im Hause der Stonboroughs und hatte insbesondere zu Margarethe ein fast mütterliches Verhältnis. Jedenfalls zeigen die Briefe Margarethes an Ludwig aus den 30er und 40er Jahren eine sehr große emotionale Verbundenheit.

Bereits in einem Brief vom Dezember 1929 bedankt sich Margarethe für ein Manuskript eines Vortrags, vermutlich der *Lecture on Ethics*, die Ludwig am 17.11.1929 in Cambridge hielt¹⁹. Es handelt sich um eine der beiden handschriftlichen Fassungen dieses Vortrags (Manuskript 139b), den von Wright 1952 bei Margarethe in Gmunden vorfand und der später in Nachlass Rudolf Koders wieder auftauchte.

Ein mit einer Widmung versehenes Exemplar des *Blue Book* schenkte Ludwig seiner Schwester zu Weihnachten 1934, möglicher Weise auch erst 1935. Es ist ein nach Diktaten an seine StudentInnen im Studienjahr 1933/34 entstandene Zusammenfassung seiner Philosophie. Eine in der Wren Library vorhandenen Textvorstufe zum *Blue Book* weist noch eine Gliederung in 39 Vorlesungen auf, die allerdings im Laufe von Wittgensteins weiterem Überarbeitungsprozess verschwunden ist²⁰. Wittgenstein ließ den korrigierten und überarbeiteten Text schließlich in geringer Stückzahl vervielfältigen und in blaue Einbände fassen. In einem Brief an Bertrand Russell schreibt er, er habe diese Vorlesungsunterlage für seine Studenten hergestellt: »... so that they might have something to take home with them, in their hands, if not in their brains.«²¹

Beim Manuskript 142 handelt es sich um einen der interessantesten Texte in Wittgensteins Nachlass. Er enthält die bereits nahezu endgültige Fassung der ersten 188 Bemerkungen der posthum 1952 publizierten *Philosophischen Untersuchungen*. Die Widmung an Gretl »Gretl von Ludwig – zu Weihnachten 1936 – ein schlechtes Geschenk« wirft allerdings einige Rätsel auf. Wittgenstein begann die Niederschrift dieses Manuskriptes – wie auf der erste Textseite festgehalten – »anfangs November 1936« in Skjolden in Norwegen. Wie u.a. Alois Pichler überzeugend dargelegt hat, entstand ein Großteil dieses Textes (ab S. 77 ff.) allerdings erst 1937²². Es ist also anzunehmen, dass das Weihnachtsgeschenk 1936 zunächst nur symbolisch übergeben wurde, Wittgenstein das Manuskript aber wieder mit nach Norwegen nahm, um weiter daran zu arbeiten. (Dies belegen u.a. Passagen aus den Notizbüchern MS 157a und b aus 1937, die wörtlich in MS 142 übernommen wurden.) Wann genau MS 142 dann auch physisch in die Hand Margarethes gelangte, ist heute kaum noch festzustellen. Jedenfalls befindet es sich bei Wittgensteins Tod in Gmunden in der Villa Toscana der Stonboroughs, wo es von Wright 1952 vorfindet und in sein Nachlassverzeichnis aufnimmt²³. Als von Wright 1965 wieder nach Gmunden reist, um die Manuskripte zu sichten, war der Band allerdings verschwunden und blieb es für viele Jahre. Es war eine echte Sensation als 1993 im Nachlass des engen Freundes und Lehrerkollegen Wittgensteins, Rudolf Koder, vier wichtige Manuskripte wieder auftauchten, neben dem *Tractatus-Typoscript* 204, die bis dahin völlig unbekanntes Tagebücher aus den 30er Jahren (Manuskript 183), die bereits erwähnte Fassung der *Lecture on Ethics* (MS 139b) und eben das Manuskript 142 der *Philosophischen Untersuchungen*. Margarethe hatte die vier genannten Manuskripte – wie anzunehmen ist – irgendwann nach Ludwigs Tod (und nachdem sie von Wright 1952 noch in Gmunden gesehen hatte) Rudolf Koder als Erinnerungsstücke geschenkt, ohne dass die Nachlassverwalter in Cambridge dies erfuhren. Möglich ist auch, dass Margarethe diese Schenkung an Koder testamentarisch verfügt hatte und zwar auf ausdrücklichen Wunsch Ludwigs, wie eine Stelle aus einem undatierten Brief Margarets an Ludwig aus 1944 nahelegt: »I put your order about your manuscript into my testament in case I should perdecase you before the end oft he war.«²⁴ In der Familie Koder gerieten die Manuskripte offenbar nach Rudolf Koders Tod 1977 in Vergessenheit und wurden erst nach dem Tod seiner Gattin 1992 von den Kindern wieder entdeckt²⁵. Die Österreichische Nationalbibliothek erwarb alle vier Dokumente im Jahre 2003.

Wittgensteins beide Widmungen an »Gretl« bestätigen jedenfalls, dass Ludwig seine Schwester Gretl auch als philosophische Gesprächspartnerin ernst nahm und schätzte, umgekehrt auch, dass gerade sie an seinem philosophischen Werk besonderes Interesse zeigte.

¹ Nicht als eigentliche Widmungen zu sehen sind hingegen Verfügungen Wittgensteins, was im Falle seines Todes mit bestimmten Manuskripten zu geschehen habe, wie sie sich in MS 101 (und ähnlich in MS 102) finden: »Nach meinem Tod zu senden an Frau Poldy Wittgenstein XVII. Neuwaldeggerstr. 38, Wien 9 Aug. 1914 Zu senden an Hon. B. Russell, Trinity College, Cambridge, England.«

² L. Wittgenstein, *Protractatus: an early version of Tractatus Logico-Philosophicus*. Ed. by B. F. McGuinness London [u.a.] : Routledge 1996

³ Das dritte erhaltene Typoskript der *Logisch-Philosophischen Abhandlung*, das »Wiener Typoskript«, (TS 203 = Cod. Ser.n. 22.023) trägt keine Widmung. TS 203 und TS 204 befinden sich in der Sammlung von Handschriften und alten Drucker der Österreichischen Nationalbibliothek. Bezüglich der Entstehungsgeschichte und dem genauen Zusammenhang zwischen den drei Typoskripten vgl. T. Lampert, G. Graßhoff: *Ludwig Wittgensteins Logisch-Philosophische Abhandlung. Entstehungsgeschichte und Herausgabe der Typoskripte und Korrektorexemplare*. Wien: Springer Verlag 2004

⁴ D. H. Pinsent, *Reise mit Wittgenstein in den Norden: Tagebuchauszüge, Briefe*.

Herausgegeben von G.H. von Wright. Wien, Bozen : Folio 1994 (englische Erstausgabe Oxford 1990), 7

⁵ R. Monk, *Wittgenstein. Das Handwerk des Genies*.

Stuttgart: Klett-Cotta 1992, 66

⁶ Pinsents Tagebuch zu beiden Reisen wurde später zusammen mit seinen Briefen publiziert, s. Fußnote (4)

⁷ In der Sammlung von Handschriften und Alten Drucken der ÖNB befinden sich 15 Briefe von David .H. Pinsent an Ludwig Wittgenstein aus dieser Zeit : Autogr. 1274/9, außerdem drei Briefe seiner Mutter Ellen Pinsent an L. Wittgenstein: Autogr. 1275/10.

⁸ Das Original des Briefes befindet sich in der ÖNB, Sammlung von Handschriften und alten Drucken: Autogr. 1275/10-1

⁹ L. Wittgenstein, *Gesamtbriefwechsel / Complete Correspondence*. Innsbrucker Electronic Edition. (2nd Release). Brenner Archiv, Universität Innsbruck. Charlottesville, Virginia, USA 2011

¹⁰ Die Entstehungsgeschichte dieses Manuskriptes kann seit der genauen Analyse von Tim Lampert und Gerd Graßhoff als gesichert angesehen werden; vgl. Graßhoff/Lampert (2004), Fußnote 3.

¹¹ L. Wittgenstein / P. Engelmann, *Briefe, Begegnungen, Erinnerungen*. Hrsg. Ilse Somavilla. Innsbruck, Wien : Haymon 2006, 40

¹² G. H. von Wright, : Wittgensteins Nachlass. In: ders : *Wittgenstein*, Frankfurt: Suhrkamp 1990, 46

¹³ Wittgenstein /Engelmann (2006), 68 (Fußnote 11)

¹⁴ Ich bedanke mich bei Jonathan Smith von der Trinity Library Cambridge für diesen Hinweis.

¹⁵ Monk (1992), 354 (Fußnote 5)

¹⁶ L. Wittgenstein, *Philosophische Grammatik*. Wien, New York : Springer 1999 (= Wiener Ausgabe. Studien Texte, hrsg. von M. Nedo, Band 5) , Einleitung, VII.

¹⁷ U. Prokop, *Margaret Stonborough-Wittgenstein. Bauherrin, Intellektuelle Mäzenin*. Wien 2003, 120, 124/35.

¹⁸ »Mein guter Lukas, Ich war sehr bestürzt darüber Dich bei meiner Ankunft in Neuwaldegg gar nicht mehr vorzufinden; ich hatte mir eingebildet die grossen Veränderungen würden so langsam im Lauf der nächsten Monate vor sich gehen und natürlich wäre ich nicht mit den Buben auf die Hochreit gefahren, wenn ich gewusst hätte, dass es meine letzten Tage mit Dir sein würden. Abgesehen davon dass ich Dich gerne noch ein bischen ordentlich für mich gehabt hätte, tut es mir

jetzt auch sehr leid dass ich nicht dabei war als Du mit den Geschwistern Deine Vermögenshergabe besprachst. Ich verstehe nämlich nicht warum Du Greti dabei übergehst. Das ist doch eine grosse Kränkung glaube ich, nicht wegen des Geldes sondern es ist kränkend «enterbt» zu werden. Wenn Du eine Absicht dabei verfolgst so ist das etwas Anderes, Jeder tut was er für Recht hält, aber vielleicht hast Du es noch gar nicht von dieser Seite angesehen. Es wäre ja, wenn Du sie nicht beteiligen willst ganz genug, wenn Du ihr nur eine Zeile schriebest, dass Du sie nicht damit kränken willst, sondern dass Du es tust, weil wir viel von unserem Vermögen verlieren werden, was ihr nicht passieren wird. Möchtest du das nicht? Ich sehe Dich ja heute Nachmittag beim Kux aber vor den Herren wollte ich es Dir nicht sagen. Leb wohl mein Herzenslukas! Es grüsst Dich Deine Schwester Mining«

Aus einem Brief von Hermine an Ludwig Wittgenstein Herbst 1919, ÖNB, Autogr 1276/2-16, vgl. dazu Prokop (2003), 120.

19 »Und ich bedanke mich für das Manuskript, eine grösser Freunde könnte ich mir nicht leicht vorstellen.« Familienbriefe (1996), S. 123

20 J. Smith: Wittgenstein's Blue Book: Reading between the lines. In: N. Venturinha (ed.), *The Textual Genesis of Wittgenstein's Philosophical Investigations*. New York, London: Routledge 2013, 37-51

21 Wittgenstein, Ludwig (2011) (Fußnote 9)

22 A. Pichler, *Wittgensteins Philosophische Untersuchungen: zur Textgenese von PU §§ 1 – 4*. Bergen 1997, 83. Pichler geht an dieser Stelle davon aus, dass die Widmung sich auf Weihnachten eines späteren Jahres bezog, was allerdings wenig wahrscheinlich ist, da in der Widmung selbst ja die Jahreszahl »36« angegeben ist.

23 Von Wright (1990), S. 65 (Fußnote 12)

24 Wittgenstein – Familienbriefe. Hrsg. von Brian McGuinness. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky 1996, 182. Diese Bemerkung Margarethes könnte sich allerdings auch auf das Ts 202 beziehen.

25 Vgl. dazu J. Koder, Johannes: *Verzeichnis der Schriften Ludwig Wittgensteins im Nachlass Rudolf und Elisabeth Koder*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 12* (1993), 52–54

Moritz Graf von Dietrichstein und Ignaz von Mosel



Abb. 1: Moritz Graf von Dietrichstein (ÖNB, Bildarchiv, Sign.: PORT0011435401)



Abb. 2: Ignaz von Mosel (ÖNB, Bildarchiv, Sign.: PORT0001278401)

Dem Adel verpflichtet

Ende des 18. Jahrhunderts lebten in Wien an die zwanzig fürstliche und siebzig gräfliche Adelsfamilien, die im Umfeld des Kaiserhauses über viel Macht und Geld verfügten. Moritz Graf von Dietrichstein-Proskau-Leslie (1775-1864) entstammte einer der einflussreichsten dieser Familien, deren Oberhäupter seit der Erhebung des Kardinals Franz von Dietrichstein (1570-1636) in den Fürstenstand, stets wichtige Ämter am Kaiserhof inne hatten.¹ Moritz' Großvater, Karl Maximilian Philipp (1702-1784), war Obersthofmeister und Obersthofmarschall Maria Theresias und sein Vater, Johann Baptist Karl (1728-1808), Oberstallmeister Kaiser Josephs II. Für Moritz von Dietrichstein waren diese Fußstapfen aber keineswegs zu groß; im Laufe seines langen Lebens (mit seinem Tod im Alter von 89 Jahren erlischt der Mannesstamm der Dietrichsteins) bekleidete er zahlreiche einflussreiche Hofämter: Hofmusikgraf, Obersthofmeisterstellvertreter des Prinzen von Parma (Sohn von Napoleon und Marie-Louise von Österreich), Hoftheaterdirektor, Hofbibliothekspräfekt, Direktor des Münz- und Antikenkabinetts, Obersthofmeister der Kaiserin Anna, Oberstkämmerer und Stellvertreter des 1. Obersthofmeisters.² Für eine derartige Karriere wurden die Kinder der Familie Dietrichstein, wie in der Hocharistokratie üblich, zu Hause von eigenen Hofmeistern erzogen.³ Sie erhielten eine christliche, aber auch aufgeklärte Erziehung. Bei Moritz lag die Hauserziehung in den Händen des Piaristen Johann Steindörfer, und seine Mutter Maria Christina Dietrichstein geb. Gräfin von Thun-Hohenstein (1738-1788) folgte bei den Erziehungsanleitungen den neuen aufklärerischen Pädagogikbüchern wie dem Erziehungsroman »Émile« (1762) von Jean Jaques Rousseau. Auch der Vater Johann Karl war stark von der Aufklärung beeinflusst, wie seine Wahl zum Landes-Großmeister der Freimaurer in Österreich zeigt. Am Ende der Hauserziehung trat Moritz, wie zuvor sein älterer Bruder und späterer Fürst Franz Joseph Dietrichstein (1767-1854), mit sechzehn Jahren in die Armee ein und folgte auch hier der typischen Karriere eines Adligen dieser Zeit. In den fast zehn Jahren seines Militärdienstes stieg Moritz Dietrichstein vom Unterleutnant bis zum Oberst und ersten Generaladjutanten auf.⁴ Allerdings geriet er am Ende dieser Laufbahn, von Jänner 1799 bis April 1800, in französische Kriegsgefangenschaft. Eine Erfahrung, die Dietrichstein sehr verbitterte; endlich freigelassen, kehrte er nach Wien zurück, schied aus dem Heer aus, heiratete Gräfin Therese von Gilleis (1779 – 1860) und widmete sich von da an den schönen Künsten und Wissenschaften.

Aufstieg im Bürgertum

Im Gegensatz zu Dietrichstein entstammte Ignaz von Mosel (1772-1844), eigentlich Ignaz Mosel (das »von« kam erst später dazu) dem klassischen Bürgertum Wiens.⁵ Sowohl der Großvater Cornelius Mosel (1691-1761), als auch der Vater Mathias Mosel (1730-1784) schlugen in dieser Stadt die Beamtenlaufbahn ein. Dieser Weg wurde auch Ignaz Mosel vorgezeichnet: Er absolvierte die lateinische Schule bei den Piaristen und konnte daraufhin an der Universität Wien studieren. Mit knapp 16 Jahren trat Mosel in den Staatsdienst ein und arbeitete sich vom unbezahlten Praktikanten bis zur höchsten Ingrossistenstelle hoch. Von seinem ersten Gehalt konnte sich Mosel auch den Unterricht in der französischen und italienischen Sprache leisten – die Kenntnis dieser Sprachen war

eine absolute Notwendigkeit für jeden, der in der Wiener Gesellschaft bestehen wollte. Noch wichtiger für den Aufstieg in der Gesellschaft war die Heirat Mosels mit Marianne Haunalter (1773-1808) im Jahr 1797. Sie gehörte als Tochter des Arztes Michael Julian Edlen von Haunalter einer höheren Gesellschaftsschicht an. Sechs Jahre lang versuchten Marianes Eltern diese Hochzeit aus diesem Grund zu verhindern, letztendlich vergebens. Für Mosel eröffnete sich durch diese Heirat eine glänzende berufliche und vor allem gesellschaftliche Laufbahn. Er schaffte den Sprung zu einer Anstellung im Hofstaat und machte eine steile Karriere vom Kanzlisten bis zum Hofsekretär. Gekrönt wurde dieser Aufstieg mit der Aufnahme in den Österreichisch-erbländischen Adelsstand im Jahr 1818, begründet durch die 32jährige treue und eifrige Dienstleistung seines verstorbenen Vaters und seiner eigenen 28jährigen Dienstpflicht. Parallel zur beruflichen Laufbahn bildete sich Mosel stets künstlerisch auf den Gebieten der Malerei, Literatur und der Musik weiter und erhielt dadurch Eingang zu maßgeblichen Gesellschafts- und Künstlerkreisen.

Durch gemeinsame Interessen verbunden

Um 1800 entwickelten sich in Wien durch die politischen Umwälzungen der Revolutionskriege mit Frankreich zahlreiche patriotische Strömungen. Eine der bedeutendsten künstlerischen Gruppen dieser »vaterländischen Bewegung« setzte sich die Schöpfung einer dramatischen Gattung mit national-deutschem Charakter zum Ziel – eine deutsche Oper sollte der beliebten, vorherrschenden italienischen Oper entgegentreten. Im Zentrum dieser Bewegung standen der Dichter Heinrich Joseph von Collin (1771-1811), die Komponisten Antonio Salieri (1750-1825) und Maximilian Stadler (1748-1833) sowie die Sängerin Anna Milder (1785-1838) und der Sänger Michael Vogl (Johann Michael Vogl (1768-1840?).⁶ Von Anfang an mit dabei war auch Moritz von Dietrichstein, der schnell Collins bester Freund wurde, obwohl dieser, wie Mosel, aus dem Bürgerstum stammte und eine Beamtenlaufbahn einschlug. Das gemeinsame Ziel der nationalen Oper weichte die starren Standesgrenzen auf und Standesprivilegien wurden nun eingesetzt, um schneller und besser zum Erfolg zu kommen: *»Das Haus Dietrichstein war damals unter dem Vater und den drei Brüdern Franz Joseph, Hans Karl und Moritz, Sammelplatz und Vereinigungspunkt aller Geistesgrößen jener Zeit und stand an Berühmtheit dem Zirkel um Lobkowitz wohl kaum nach.«*⁷ Moritz von Dietrichstein konzentrierte sich bei den Bemühungen um eine nationale Oper vor allem auf die wichtige Vermittlerrolle zwischen den ausübenden Künstlern, dem kunstinteressierten Adel und dem Kaiserhaus. Allerdings erfuhr diese patriotische Bewegung durch den frühen Tod Collins im Jahr 1811 einen schweren Verlust. Dietrichstein verfolgte weiterhin die nationalen kulturellen Ideen Heinrich Collins. Den frei gewordenen Platz an seiner Seite als künstlerischer Berater und Freund nahm bald nach dem Tod Collins Ignaz Mosel ein: *»In diesem Jahre starb der als Mensch, Geschäftsmann und Dichter, gleich hochgeschätzte Hofrath Heinrich v. Collin, den ich leider zu spät kennen lernte, und ich ward Universalerbe der ganzen Summe von thätiger Freundschaft, welche der edle Graf Moriz D. ihm im Leben gewidmet, und noch nach seinem Tode durch Veranlassung des schönen Monuments in der Karlskirche bewiesen hat.«*⁸ Mosel hatte seit jeher Interesse an der dramatischen Musik und durch seine schriftstellerische Tätigkeit bei den »Vaterländischen Blät-

tern« – neben dem Hormayrschen »Archiv« das hauptsächliche Organ der patriotischen Bewegung in Wien – hatte er bereits seit 1808 Verbindung zur nationalen Bewegung. Dass solche Freundschaften zwischen Künstlern und Adeligen keineswegs üblich waren, zeigt die Reaktion der vornehmen Gesellschaft auf ein Gedicht Dietrichsteins, welches er unter dem Titel »Meinem Freunde Maximilian Korn« zu dessen Tod im Jahr 1854 veröffentlichte. Es wurde als absolut unpassend empfunden, dass Dietrichstein von einem Künstler sagt, dass er sein Freund gewesen sei. Als Dietrichstein das zu Ohren kam, schrieb er ein Gedicht, worin er den »Aristos« vorwirft, dass sie nicht genug Herz besäßen, um die Freundschaft eines Künstlers zu schätzen.⁹ Dabei begegneten sich Adelige, Bürger, Wissenschaftler und Künstler bereits im 18. Jahrhundert bei den Logentreffen der Freimaurer auf Augenhöhe: Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, Toleranz und Humanität waren die Ideale dieser ersten demokratischen Zellen im absolutistisch regierten Habsburgerreich. Für Moritz Graf von Dietrichstein galten diese Ideale auch außerhalb der »Mauern«.

Freundschaft und Freundschaftsdienste

Dietrichstein und Mosel lernten einander wahrscheinlich 1810 über Maximilian Stadler kennen: »Das Jahr 1810. war übrigens das glückliche Jahr, in welchem ich die Bekanntschaft eines der edelsten, liebenswürdigsten, unterrichtetsten Männer [machte], der nachmals so großen Einfluß nicht nur auf das, was von mir in die Welt gekommen ist, sondern auch auf mein Schicksal, genommen hat, des trefflichen Grafen Moriz v. D., der unter die ersten Zierden des Oesterr. Adels gehört.«¹⁰ Beide nahmen bei Stadler Musikunterricht. Dietrichstein lernte Klavier und später wahrscheinlich auch Orgel und wurde mit der Kompositionskunde vertraut gemacht. Mosel schrieb Bearbeitungen von bekannten Oratorien und Opern für die bürgerliche Hausmusik. Ab 1808 war Mosel auch schriftstellerisch tätig und gleich aus seinem ersten Artikel stammt folgendes aussagekräftige Zitat: »Die Tonkunst wirkt hier [Wien] täglich das Wunder, das man sonst nur der Liebe zuschrieb: sie macht alle Stände gleich. Adelige und Bürgerliche, Fürsten und ihre Vasallen, Vorgesetzte und ihre Untergebenen, sitzen an einem Pulte beisammen, und vergessen über der Harmonie der Töne die Disharmonie ihres Standes. Dem ausübenden Musiker öffnen sich alle Paläste und Börsen ...«¹¹. Die Entwicklung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Dietrichstein und Mosel ist sehr gut an der sich ändernden Anrede Dietrichsteins in den Briefen Mosels zu erkennen. Beginnen die ersten Briefe auf Grund des großen Standesunterschiedes noch mit der förmlichen Anrede »Hoch- und Wohlgeborener Herr Graf«, ändert sich das im Laufe der Zeit auf »Verehrtester« und »Theuerster Herr Graf« bis zu »Hochverehrter Freund«.¹² Der Inhalt der ersten Briefe ist noch rein sachlich; es geht um Mosels Singspiel »Die Feuerprobe«, wofür Dietrichstein die Rezension übernommen hat, weiters um ein Denkmal für Heinrich von Collin und um Vorbereitungen zu dessen Totenfeier, an denen Mosel eifrig mitarbeitete. Aber bald werden auch die Familien in diese Freundschaft miteinbezogen und gegenseitige Besuche angekündigt. Auch hier sieht man die Entwicklung von der zögerlichen Annäherung bis zum freundschaftlichen Austausch: Als die Familie Mosel einen Besuch auf einem Sommersitz der Dietrichsteins absagen muss, schreibt Mosel: »... ohnehin hat meine Frau noch immer 1000. nicht ungegründete Scrupel

gehabt, der Frau Gräfinn diese Ungelegenheit zu machen, nachdem Sie ihr noch gar nicht aufgeführt ist.«¹³ Bei dieser Frau handelt es sich bereits um die zweite Ehefrau Mosels, Katharina Lambert (1789-1832), die selbst sehr musikalisch war. Dietrichstein widmet ihr wenig später eines seiner Werke: *Douze Eccossaises pour le Pianoforte composées et dédiées à Madame de Mosel née Lambert par Le Comte Maurice de Dietrichstein*.¹⁴ Diese revanchiert sich wiederum mit einer Widmung an Dietrichsteins Tochter Ida: *Variations pour le Piano-Forte sur un Thème de Mr. le Comte Maurice de Dietrichstein composées et dédiées à Mademoiselle la Comtesse Ida de Dietrichstein par Catherine Mosel, née Lambert*.

In der Freundschaft zwischen Mosel und Dietrichstein war Mosel der Berater in künstlerischen Dingen, während Dietrichstein Mosel in seiner amtlichen, musikalischen und gesellschaftlichen Laufbahn unterstützte. Wie weit der Einfluss Dietrichsteins reichte und wie Mosel davon profitierte, zeigt die Komposition eines »dänischen Marsches« von Mosel, die König Frederik VI. von Dänemark gewidmet ist.¹⁵ Diese Widmung an einen König war nur möglich, weil Dietrichstein während des Wiener Kongresses dem König von Dänemark als Kammerherr beigelegt war.

In gewisser Weise wurden Freundschaften damals wie heute auch instrumentalisiert. So reichte Mosel seine Oper »Salem« im Jahr 1812 nicht zuerst bei der Hoftheaterdirektion ein, sondern übersandte die Partitur zunächst an den Hofkapellmeister Antonio Salieri zur Begutachtung.¹⁶ Mosel machte sich hier den damaligen Usus von »zum Vorzeigen bestimmter Briefe« zu Nutze. Man ließ sich solche Briefe von Personen ausstellen, deren Urteilskraft aufgrund ihrer fachlichen Kompetenz von Gewicht war. Der Höflichkeit gemäß konnte solch ein Brief nur lobend ausfallen, ähnlich den heutigen Berufszeugnissen. Salieri schreibt über Mosels Oper: »Ich habe Ihre sehr schöne neue tragische Oper mit Aufmerksamkeit u. Vergnügen gelesen. Die Grundsätze, welche Sie bei der Composition derselben vor Augen hatten, und die Sie mir mitzuthellen beliebten, sind eben so richtig, als in dieser Musik klar ausgedrückt. Ein leichter Styl, ohne trivial zu seyn; Ausdruck ohne Carricatur; Energie ohne Convulsionen; darin besteht, nach meiner Meinung, das Verdienst einer Arbeit dieser Gattung.«¹⁷ Diesen »Umweg« über Salieri konnte allerdings nicht jeder beschreiten. Man musste über die nötigen gesellschaftlichen oder persönlichen Beziehungen verfügen. Wahrscheinlich konnte sich Mosel auch in dieser Sache erst durch die Vermittlung Dietrichsteins an den Hofkapellmeister Salieri wenden.

Die Unterstützung Mosels durch Dietrichstein ging aber noch viel weiter. Im Jahr 1821 wurde Dietrichstein gefragt, unter welchen Bedingungen er vom Hofmusikgrafenamt zur Stelle des Hoftheaterdirektors wechseln würde. Als erste Bedingung stellte Dietrichstein, dass ihm ein Mann unumgänglich erforderlich sei, vollkommen dazu geeignet, seine Aufgaben zu erleichtern¹⁸. Dieser gewünschte Mann war Mosel und so übernahmen sie im Juni 1821 gemeinsam die Direktion des Burgtheaters und des Kärntnertheaters. Damit waren sie fast am Ziel ihrer seit langen Jahren verfolgten Bemühungen angelangt, eine deutsche Oper zu etablieren.¹⁹ Aber umso schwerer der Schock, als im September desselben Jahres das Kärntnertheater, welches für die Operaufführungen zuständig war, ausgerechnet an den Italiener Domenico Barbaja verpachtet wurde, der mit Hilfe von Gioachino Rossini der italienischen Oper zu einem Triumphzug verhalf. Dietrichstein und Mosel blieb mit dem Burgtheater

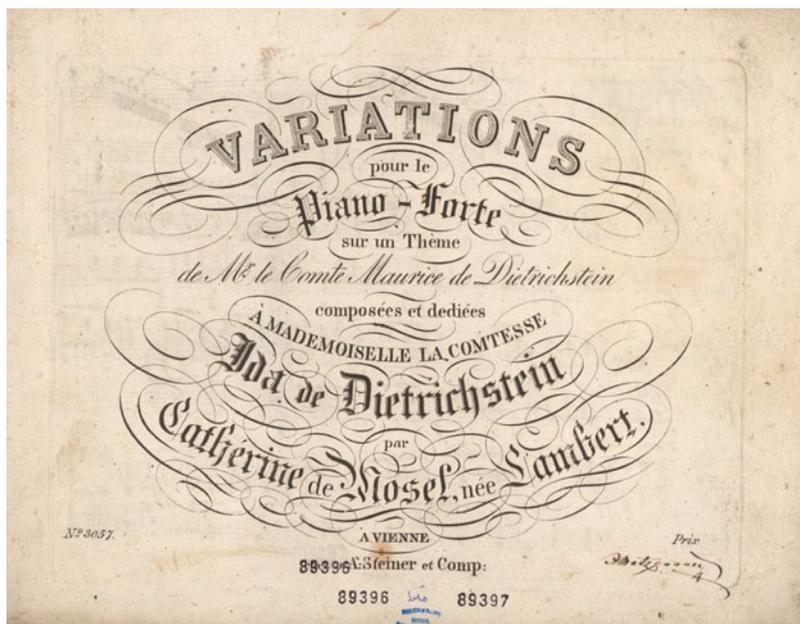


Abb. 3: Widmung der Variationen von Katharina Mosel an Ida von Dietrichstein (ÖNB, Musiksammlung, Sign.: MS89396-qu.4°)



Abb. 4: Widmung des Krönungs-Marsches von Mosel an den König von Dänemark Friedrich VI. (ÖNB, Musiksammlung, Sign.: Mus.Hs.18632)

somit »nur« der Bereich des klassischen Theaters. Einzig den »Freischütz« von Carl Maria von Weber schafften sie, in der Zeit ihrer Direktion noch zur Aufführung zu bringen. Und so wurde diese Oper, die als ein erster Höhepunkt für die deutsche Oper gedacht war, nur der krönende Abschluss der Direktion Dietrichstein-Mosel im Bereich der Oper.

Im Jahr 1826 wechselte Dietrichstein vom Posten des Burgtheaterdirektors auf die Stelle des Präfekten der Hofbibliothek, vor allem, da er mit dem neuen, seit Ende 1824 agierenden Oberstkämmerer und damit obersten Leiter der Hoftheater, Johann Rudolf Czernin Graz von und zu Chudenitz (1757-1845), kein gutes Auskommen fand. Und als im Jahr 1829 die Stelle des ersten Kustos der Hofbibliothek durch den Tod von Johann Vesque von Püttlingen (1760-1829) frei wird, folgt ihm Mosel nun auch in die Hofbibliothek. Allerdings muss dazu gesagt werden, dass hier Czernin diese Übersetzung veranlasste, da er den ihm unbequemen, weil im Sinne Dietrichsteins weiter arbeitenden Vizedirektor Mosel vom Theater weghaben wollte, und so auch versuchte, Dietrichstein zu schaden: *»Es war ein geschickter Schachzug des Oberstkämmerers, der Dietrichstein überdies bei den Beamten der Hofbibliothek – die die Hintergründe der Versetzung nicht kannten – in den üblen Ruf bringen musste, da Mosel als sein bester Freund bekannt war und man ihm mit Recht eine Art Protektionswirtschaft zuschreiben konnte. Aus dem Aktenbestand geht jedoch klar hervor, dass Dietrichstein vor ein fait accompli gestellt wurde, d.h. Czernin nur auf den Moment gewartet zu haben scheint, nach Dietrichsteins nun auch den ihm unbequemen Mosel aus dem Oberstkämmeramt zu entfernen.«*²⁰ Der Wechsel von Mosel war aber zum großen Nutzen für die Hofbibliothek, denn Dietrichsteins und Mosels gute Zusammenarbeit war vom Hoftheater her bekannt und Dietrichstein hatte damit die Möglichkeit, gelegentlich die Hofbibliotheksverwaltung gänzlich in die Hände Mosels, dem er absolut vertrauen konnte, zu legen. Diese 16jährige Zusammenarbeit endete am 8. April 1844 mit dem Tod Mosels und von seinem Freund Dietrichstein sind noch folgende Zeilen erhalten: *»Ich erfülle eine sehr schmerzliche Pflicht, indem ich die ergebenste Meldung erstatte, daß der k.k. wirkl. Hofrath und erste Custos der k.k. Hofbibliothek, Ignatz, Edler von Mosel, gestern um 5 Uhr Nachmittag, an der Lungenlähmung verschieden ist. Die Hochachtung, welche dieser ausgezeichnete Staatsbeamte genoß, und die Verdienste, die seine Talente und Geschäftskennntniß in so vielseitigen Dienstzweigen wie im Fache der Literatur und Kunst geltend machten, sind zu bekannt, als daß sie meiner seits, einer Lobpreisung bedürften. Noch am Vorabend seiner letzten Erkrankung bewährten sich: der helle Geist, die richtige Beurtheilung, die Bündigkeit, die allen seinen Arbeiten eingeprägt waren in vollem Maße. Daß ich in ihm, nach einer 34. Jahre dauernden, stets ungetrübten Freundschaft, einen unersetzlichen Verlust erlitten, erwähne ich nur, um die Größe meines Schmerzes zu bezeichnen.«*²¹

- ¹ Vgl. Felix Anton Edlen von Benedikt, *Die Fürsten von Dietrichstein*. In: Schriften des historischen Vereines für Innerösterreich. Erstes Heft. B. Beiträge aus Kärnten. Graz 1848, 164–188.
- ² Zur Biografie von Moritz Graf von Dietrichstein siehe: Franz Carl Weidmann, *Moriz Graf von Dietrichstein. Sein Leben und Wirken aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt*. Wien 1867; Wilhelm Nemecek, Moritz I., Graf von Dietrichstein (1775-1864). (ungedr. geisteswiss. Diss.) Wien 1953.
- ³ Vgl. Ivo Cerman, *Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert*. Stuttgart 2010, 357–377.
- ⁴ Zur Karriere beim Militär siehe: Weidmann, Dietrichstein, 15–39.
- ⁵ Zur Biografie von Ignaz von Mosel siehe: Theophil Antonicek, *Ignaz von Mosel (1772-1844)*. (ungedr. geisteswiss. Diss.). Wien 1962
- ⁶ Vgl. Antonicek, Mosel, 100–109.
- ⁷ Nemecek, Dietrichstein, 8.
- ⁸ Ignaz Mosel, *Notizen über mich selbst*. In: Elisabeth Theresia Hilscher (Hg.), *200 Jahre Musikleben in Erinnerungen* (Wiener Veröffentlichungen zur Musikwissenschaft 35). Tutzing 1998, 41.
- ⁹ Nemecek, Dietrichstein, 7.
- ¹⁰ Mosel, Notizen, 39.
- ¹¹ Ignaz Mosel, Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Tonkunst in Wien. In: *Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat* Nr. VI (27. 5. 1808) 39.
- ¹² Vgl. Antonicek, Mosel, 103.
- ¹³ Antonicek, Mosel, 105.
- ¹⁴ Antonicek, Mosel, 95f.
- ¹⁵ Vgl. Antonicek, Mosel, 108.
- ¹⁶ Vgl. Antonicek, Mosel, 118f.
- ¹⁷ Mosel, Notizen, 45.
- ¹⁸ Antonicek, Mosel, 171.
- ¹⁹ Vgl. Antonicek, Mosel, 176–179.
- ²⁰ Nemecek, Dietrichstein, 162.
- ²¹ Antonicek, Mosel, 247.

Johann Benedikt Gentilotti im Stammbuch des
Johann Christoph Bartenstein

Während Freundschaftsbücher, wie wir sie heute kennen, in sehr jungem Alter, meist unmittelbar nach dem Erwerb der Schreibfähigkeit geführt werden und das Ausfüllen der oft vordruckten Rubriken spielerischen Charakter hat, erfüllten ihre Vorläufer, die frühneuzeitlichen *Alba amicorum*, während des Universitätsbesuchs und auf Bildungsreisen Funktionen der gesellschaftlichen Selbstdarstellung, der Schaffung von und Positionierung in Netzwerken, die über die Erinnerung an Klassenkameraden weit hinausgehen. In ihrer Bedeutung, die sie die für das weitere Leben ihres Besitzers, vor allem für seine berufliche Laufbahn, erhalten konnten, sind sie weniger den Freundschaftsbüchern der Schulkinder als den social media des Internet vergleichbar¹. Abgesehen von vielfältigen literaturgeschichtlichen, kunsthistorischen und selbst musikologischen Fragestellungen, die sich an ihre Gestaltung bzw. ihre Einträge knüpfen, stellen sie wichtige Quellen dar, wo der Betrieb und die Ausstrahlung von Bildungsinstitutionen sowie ihre Rolle in individuellen Karrieren untersucht wird. Entsprechend dem Ausgangspunkt, den die Stammbuchsitte an der Universität Wittenberg nahm, stehen Universitäten dabei im Zentrum des Forschungsinteresses, doch können Stammbücher auch für Bibliotheken interessante Einblicke in die Beziehungen ihrer Bibliothekare und Benutzer eröffnen.

Die Österreichische Nationalbibliothek besitzt in ihrem Bestand mehrere Stammbücher, die mit ihrer eigenen Geschichte in Zusammenhang stehen²: Schon von ihrem ersten Präfekten Hugo Blotius (1534–1608) haben sich zwei Alben erhalten (Cod. 9708; Cod. 9645)³. Einen Bezug zur Hofbibliothek weist auch das Stammbuch des langjährigen Bibliothekars der Biblioteca Vaticana, Lukas Holste / Holstenius (1596–1671) auf (Cod. 9660): Es gelangte aus dem Nachlass seines Neffen Peter Lambeck (1628–1680) in die Hofbibliothek, die dieser seit 1663 als Präfekt leitete⁴. Auch Lambecks Nachfolger Daniel Nessel (Präfekt 1680–1700), vererbte der Hofbibliothek ein Stammbuch aus Familienbesitz: das seines Vaters Martin Nessel (1607 Weiskirchen in Mähren – 1673 Wien; Cod. 9711).

Umgekehrt ist davon auszugehen, dass so mancher Bibliotheksbesucher den Bibliothekar um eine Eintragung im eigenen Album bat: Das genannte Album des Lukas Holste bietet mit dem Eintrag des Bibliothekars der Bodleian Library Thomas James (fol. 104r; 23. Nov. 1622) ein Beispiel. Für die Bibliotheksgeschichte wäre es also nicht minder aufschlussreich, in welchen Stammbüchern sich Bibliothekare als *amici* verewigten. Dies ist freilich kaum systematisch zu recherchieren: Auf dem derzeitigen Stand der diversen Stammbuchdatenbanken⁵ lassen sich etwa für Se-



Abb. 1: Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein (Wienbibliothek I.N. 219.528)



Abb. 2: Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein, Titelblatt (Wienbibliothek I.N. 219.528)

bastian Tengnagel (1563–1636), ab 1602 Coadjutor des Blotius und nach dessen Tod sein Nachfolger, zwei Einträge nachweisen: der Eintrag im Album des Menold Hillebrand von Harsens (Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Slg. Frommann) vom 13. Juni 1605 fällt zwar in seine Wiener Zeit, jedoch vor die selbständige Präfektur. Im Stammbuch des Wenzel P/Brunner (Stiftsbibliothek St. Florian III/228; fol. 218r⁶) trug sich Tengnagel am 29. April 1621 als *ius utriusque doctor et Caesareae Majestatis bibliothecarius* ein. Im Folgenden soll ein Zufallsfund aus dem frühen 18. Jahrhundert vorgestellt werden.

Das Album amicorum des Johann Christoph Bartenstein

Nicht die Österreichische Nationalbibliothek, sondern die Wienbibliothek im Rathaus verwahrt das Album einer einflussreichen Persönlichkeit der österreichischen Geschichte: Johann Christoph Freiherr von Bartenstein (23. Okt. 1689 Strassburg – 6. Aug. 1767 Wien), der als Sohn eines Strassburger Universitätsprofessors zum wichtigsten Berater Kaiser Karls VI. aufstieg und dem nach einem viel zitierten Schreiben Maria Theresia die Erhaltung ihrer Monarchie schuldig zu sein bekannte. Sein Stammbuch dürfte bisher weder von Historikern noch im Kontext der Stammbuchforschung beachtet worden sein.

Das Büchlein (Wienbibliothek, I.N. 219.528) in dem für Stammbücher beliebten oblongen Kleinformat (11 x 16,5 cm) ist in braunes Maroquinleder mit ornamentaler Blindprägung gebunden (vgl. Abb. 1), die von moderner Hand mit Bleistift durchpaginierten 187 Blätter weisen an allen drei Kanten Goldschnitt auf⁷. Ein eigenes Titelblatt nennt Besitzer und Zweck in Zierschrift (vgl. Abb. 2): *Patronis, Fautoribus atque amicis hoc sacrum esse voluit iuris utriusque licentiatus* (»Johann Christoph Bartenstein, Lizenziat beider Rechte, hat dieses Buch seinen Gönnern, Förderern und Freunden gewidmet«). Das Album enthält insgesamt 68 Widmungen aus den Jahren 1710 bis 1715, bei denen es sich ausschließlich um Texteinträge ohne Illustrationen handelt, was wohl durch das hauptsächlich bürgerliche Milieu bedingt ist. Die ranghöchsten Inskribenten sind die Grafen von Leiningen Christian Karl Reinhard (1695–1766) und dessen jüngerer Bruder Johann Ludwig Wilhelm (1697–1742) auf den gegenüberliegenden Seiten 21/22; die Seiten davor sind entsprechend der üblichen hierarchischen Ordnung als »Respektseiten« für mögliche künftige Einträge Höherstehender frei geblieben.

Da Bartenstein auf dem Titelblatt mit dem 1711 erworbenen akademischen Grad⁸ unterzeichnet (und nur ein einziger Eintrag aus dem Jahr 1710 stammt), gab wohl der Studienabschluss bzw. der Aufbruch zur Bildungsreise, die zunächst nach Paris führte, den Anlass zur eigentlichen Eröffnung des Stammbuchs: Die Widmungen der Strassburger Inskribenten – vor allem Angehörige der Stadtverwaltung und der Universität, denen Bartensteins Familie zu einem großen Teil verwandtschaftlich verbunden war – sind durchwegs mit Juni und Juli 1711 datiert. Mehrere beziehen sich ganz konkret auf die Abreise, so Bartensteins Vater, der sich mit einem Vers aus dem zweiten Johannesbrief (8 βλέπετε ἑαυτοὺς, ἵνα μὴ ἀπολέσητε ἃ εἰργασάμεθα ἀλλὰ μισθὸν πλήρη ἀπολάβητε »Seht euch vor, dass ihr nicht verliert, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangt«) einträgt (S. 137 *cum hoc monito Apostolico te, dilectissime Fili, iter ad Exteros parantem a se dimittit ... pater tuus* »Mit dieser Mahnung

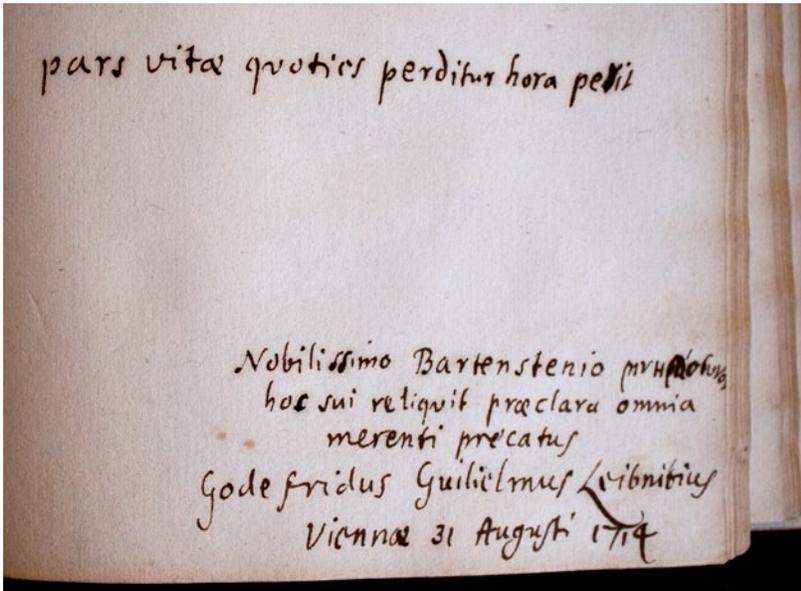


Abb. 3: Eintrag von Gottfried Wilhelm Leibniz im *Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein*, S. 203 (Wienbibliothek I.N. 219.528)

des Apostels entlässt dich, liebster Sohn, dein Vater auf deine Reise ins Ausland«. Aus Einträgen in Paris, Metz, Bern, Stuttgart, Tübingen, Ulm und Leipzig zu schließen, begleitete das Büchlein Bartenstein auf seiner *peregrinatio academica*.

Angesichts seiner späteren Karriere dürfen die Einträge, die Bartenstein bei seinem Wienaufenthalt im Jahr 1714 sammelte, besonderes Interesse beanspruchen: Der bedeutendste unter ihnen ist zweifellos Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), der sich von Ende 1712 bis 1714 in Wien aufhielt⁹, nicht zuletzt um die Gründung einer Akademie voranzutreiben. Er trug sich am 31. August 1714 mit seinem Wahlspruch *Pars vitae quoties perditur hora perit* (»Lebenszeit geht verloren, wenn eine Stunde vertan wird«; vgl. Abb. 3) ein: *Nobilissimo Bartenstenio μνημόσυον hoc sui reliquit praeclara omnia merenti precatus Godefridus Guilielmus Leibnitius* (»dem hochedlen Bartenstein hinterließ dies zu seinem Angedenken mit allen Wünschen für eine strahlende Zukunft, wie er sie verdient, Gottfried Wilhelm Leibniz«; S. 203). Füge es sich in diesem Fall günstig, dass Bartenstein eine »internationale« Berühmtheit in Wien antraf – dies war freilich absehbar und Bartenstein mit einem Empfehlungsschreiben aus Frankreich ausgestattet¹⁰, so enthält das Stammbuch auch »genuine« Wiener Einträge, darunter den des Präfekten der Hofbibliothek¹¹.

Selbstdarstellung eines Bibliothekars

Johann Benedikt Gentilotti von Engelsbrunn (Trient, 11. Juli 1672 – Rom, 20. Sept. 1725)¹² stammte aus einer Trientiner Adelsfamilie, die über gute Beziehungen nach Salzburg und an den Wiener Hof verfügte. Er studierte in Salzburg, Innsbruck und Rom, wo er vor allem Kenntnisse in

orientalischen Sprachen erwarb. Nach erfolglosen früheren Versuchen, am Wiener Hof Fuß zu fassen, wurde er 1705 zum Präfekt der Hofbibliothek ernannt und trat die Stelle 1706 an¹³. In Gentilottis Amtszeit fiel die Übernahme neapolitanischer Handschriften sowie einer bedeutenden Privatsammlung, der Bibliothek des Freiherrn Georg Wilhelm von Hohendorf († 1719), Generaladjutant des Prinzen Eugen¹⁴; unter seinen Verdiensten ist aber auch die Erstellung eines Handschriftenkatalogs bzw. die Fortsetzung von Lambecks *Commentarii* zu nennen¹⁵. Wie seine Vorgänger Blotius, Tengnagel und Lambeck führte er eine reiche Korrespondenz mit Gelehrten seiner Zeit¹⁶.

In Bartensteins *Album amicorum* schrieb er sich am 7. Oktober 1714 ein (S. 232; vgl. Abb. 4):

*L'età precorse e la speranza, e presti
pareano i fior, quando n' usciro di frutti. Torq. Tasso cant. 1 st. 58
Elegans hic Italicorum Poetarum facile principis locus in te optime qua
drat, mi politissime BARTENSTEIN, cuius excellens ingenium
summa industria excultum eousque aetati antevertit, ut iis annis,
quibus multi ad humanitatem informari incipiunt, non vulgaris
doctrinae et eruditionis foetum* edideris. Quare in magnae felicitatis
loco pono ex tua litteraria peregrinatione et assiduo ad Caesaream
Bibliothecam accessu inter nos notitiam, suavissimam consuetudinem
Et animorum coniunctionem exitisse. Cuius eousque duraturae
Ες ἂν ὕδωρ τε ῥέοι καὶ δένδρεα μακρὰ θεήλοι, ἥελιος τ' ἀνιῶν λάμποι,
λαμπρὰ τε σελήνη
Has tibi tabellas obsigno Vindobonae seu Wienae Austriae ipsis Nonis
Octobr. A.C. MDCCXIII Joannes Benedictus Gentilott
Ab Engelsbrunn
S.C.M. consil. et Bibliothecae Praefectus*

* *Diatriben historico-iuridicam de bello
Imperatori Carolo V. a Mauritio Saxoniae
Electore illato etc. excusam Argentorati AC 1710*

*Dem Alter eilte er voraus und der Hoffnung, und schnell erschienen
die Blüten, da auch schon die Früchte hervorgekommen waren.
Torquato Tasso, Jerusalem liberata 1, Str. 58
Diese feinsinnige Stelle aus dem wohl ersten der italienischen Dichter passt bes-
tens auf Dich, mein hochgebildeter Bartenstein, dessen herausragende Begabung
mit höchstem Fleiß gepflegt so sehr dem Alter voraus ist, dass Du in den Jahren,
in denen viele erst mit der Ausbildung in den humanistischen Fächern beginnen,
schon ein Produkt* keineswegs alltäglichen gelehrten Wissens hervorgebracht
hast. Daher halte ich es für ein großes Glück, dass sich durch Deine Studienreise
und Deinen häufigen Besuch der kaiserlichen Bibliothek zwischen uns Bekann-
schaft, vertrauter Umgang und Herzensfreundschaft ergeben hat. Als Zeichen,
dass sie solange dauern möge,
solange Wasser fließt und hohe Bäume grünen,
die Sonne aufgehend scheint und der strahlende Mond,
unterzeichne ich in diesem Büchlein in Vindobona bzw. Wien in Österreich, an
den Nonen des Oktober (=7. Oktober) 1714 Joannes Benedictus Gentilott von En-
gelsbrunn, der kaiserlichen Majestät Rat und Bibliothekspräfekt*

* Historisch-juridische Untersuchung über den Krieg, der von Kurfürst Moritz von Sachsen gegen Karl V. eröffnet wurde, etc. gedruckt zu Strassburg im Jahre Christi 1710

Als Gentilotti Bartensteins Stammbuch erhielt, hatte er bereits fast alle auch heute vorhandenen Einträge vor sich, konnte sich also an ihnen orientieren: Sie beginnen ausnahmslos mit einem »Stammbuchvers«, meist einem Zitat aus der heiligen Schrift oder der Literatur der klassischen Antike. Der Nennung des Inskribenten und der Orts- und Datumangaben wird in der Regel eine Dedikationsformel vorgesetzt, die den Besitzer des Stammbuchs (meist verbunden mit Lob für seinen Studien-erfolg und Segenswünschen) im Dativ nennt und in der um künftiges Gedenken bzw. Gedenken an die Freundschaft gebeten wird. Immer wieder bietet der Eintrag zusätzlich zum eigentlichen Stammbuchspruch ein zweites Motto, das an den linken Blattrand gerückt, das Lebensmotto des Inskribenten darstellt. Während die Sprache des Zitats variiert (neben lateinischen Sprüchen kommt auch häufig Griechisch und einmal S. 274 Hebräisch zum Einsatz), ist der übrige Text mit einer einzigen Ausnahme (der französischen Eintragung des Charles-Antoine Schreyvogel,

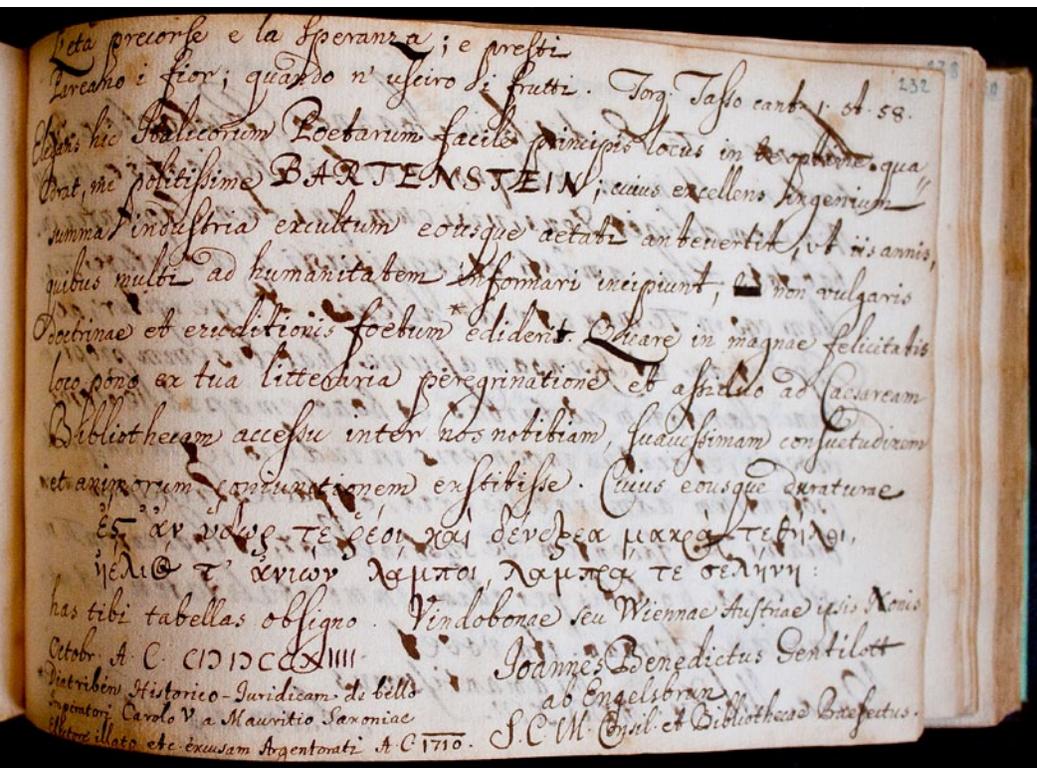


Abb. 4: Eintrag von Johann Benedikt Gentilotti im Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein, S. 232 (Wienbibliothek I.N. 219.528)

S. 338¹⁷) durchwegs in lateinischer Sprache gehalten. Die Eintragungen sind auch formal nach einem einheitlichen Schema gestaltet, dem etwa auch Leibniz folgt¹⁸: Stammbuchvers und Dedikation sind klar voneinander abgesetzt, wobei die Dedikation in die rechte Blathälfte, meist das rechte untere Blattviertel gerückt ist, oder, wenn umfangreicher, in Kola gegliedert, mittig platziert ist.

Gentilottis Eintrag hebt sich von der Mehrzahl der Einträge zunächst optisch in der Seitengestaltung, dem Abweichen von der beschriebenen Struktur, ab: Ein über die gesamte Blattbreite laufender Text findet sich sonst nur in zwei Pariser Einträgen (S. 278; 280) und demjenigen von Anton Steyerer SJ auf der Versoseite. Und auch mit der Verwendung von drei Sprachen, vor allem dem einleitenden Zitat, das die berühmte Vorstellung des frühreifen Rinaldo aus Torquato Tassos *Gerusalemme liberata* auf Bartenstein überträgt, sticht Gentilotti durchaus hervor: Es bleibt der einzige Text in italienischer Sprache. In der folgenden Erläuterung greift Gentilotti die Früchte des Tassozitats mit der antiken Metaphorik geistigen Gebärens auf und formuliert die Ausbildungsstufe, auf der Bartensteins Altersgenossen stünden, nach Ciceros Rede für den Dichter Archias – einer Rede, die seit ihrer Wiederentdeckung durch Francesco Petrarca als Manifest für Bildungswerte gelesen wurde: Mit *ad humanitatem informari* ist dort die unterste Stufe der Ausbildung im Kindesalter umschrieben, die Grundlegung einer Bildung, die erst Menschsein über ein bloßes Dahinleben hinaus ermögliche¹⁹.

Wenn Leibniz die Memorialfunktion des *Album amicorum* mit dem griechischen Terminus *μνημόσυνον* anspricht, so Gentilotti, indem er die gewünschte Dauer der Freundschaft in traditioneller Weise durch Gesetzmäßigkeiten der Natur zum Ausdruck bringt. Er bedient sich dabei eines griechischen Zitats, zweier Hexameter aus dem Grabepigramm eines Midas, das schon in der Antike Berühmtheit genoss und mehrfach überliefert ist: Es wird etwa in Platons Dialog *Phaidros* (264d) zitiert, erscheint in der *Vita* des Kleobulos von Lindos (eines der Sieben Weisen) bei Diogenes Laertios (1, 89) und ist auch in der Griechischen Anthologie enthalten (*Anthologia Palatina* 7, 153). Sogar Homer wird es zugeschrieben (*Vita Homeri* 11) – dieser Version steht Gentilottis Zitat im Wortlaut am nächsten²⁰. Das Epigramm ist durch den Mund einer Statue auf dem Grabmal gesprochen, die bis in alle Ewigkeit – solange Wasser fließt, hohe Bäume grünen, Sonne und Mond aufgehen – den Vorbeikommenden die Identität des Bestatteten anzeigen und so das Gedenken an ihn wachhalten will.

Was ist die Funktion dieser Zitate? Stammbucheinträge richteten sich zwar primär an den Besitzer, hatten jedoch ein sekundäres Publikum in allen späteren Inskribenten, sodass sie als Selbstcharakterisierung und -stilisierung vor einer Öffentlichkeit mit ähnlichem Bildungsniveau anzulegen waren. Gentilotti erstellt also mit der Wahl der Zitate eine Art »Profil«: Als Italiener zitiert er aus dem anerkannten italienischen Dichter – der gerade auch in Wien hochgeschätzt wurde²¹. Er zeigt sich als guter lateinischer Stilist, indem er sich am Meister römischer Prosa (und einer thematisch passenden Rede) orientiert. Schließlich charakterisiert er sich mit einem griechischen Zitat als Gelehrter und wohl auch Leiter einer Bibliothek, die seit Lambecks *Commentarii* gerade für ihre *Graeca* berühmt war.

Bibliotheksbesuche als Karrierestart

Bereits die ersten Präfekten der Hofbibliothek, Hugo Blotius und sein Nachfolger Sebastian Tengnagel, hatten von Wien aus durch Korrespondenzen und persönliche Bekanntschaft mit Bibliotheksbesuchern ein Gelehrtennetzwerk aufgebaut und die Hofbibliothek zu einem Ort wissenschaftlicher Kommunikation werden lassen²². Nach einer weniger gut dokumentierten Phase, wohl auch kriegsbedingter Stagnation positionierte Peter Lambeck (1628–1680; Präfekt seit 1663) mit seinen *Commentarii* die Bibliothek in der Gelehrtenwelt vor allem als Fundgrube von unediertem handschriftlichem Material. Als solche war sie Ziel von gelehrten Reisenden, in der Amtszeit von Lambecks Nachfolger, Daniel Nessel (1680–1700) etwa Jacobus Tollius (1633–1696), der in seinem vierten Reisebrief (*Epistola itineraria IV: Commoratio Viennensis*) vom Besuch der Hofbibliothek und der Einsichtnahme in Klassikerhandschriften während seines Wienaufenthalts berichtet²³. An der Universität Strassburg hatte schon der Historiker Johann Heinrich Böckler (1611–1672), der Vater von Bartensteins »Dissertationsbetreuer«, mit Peter Lambeck korrespondiert, u. a. über die *Historia Austriaca* des Enea Silvio Piccolomini und ihre Überlieferung²⁴. Lambeck vermittelte in seinen *Commentarii* aber auch den Eindruck besonderen kaiserlichen Interesses an der Bibliothek und charakterisierte seine eigene Stellung damit als eine durch Herrschernähe ausgezeichnete.

Bartensteins häufige Besuche in der Hofbibliothek, wie sie von Gentilotti erwähnt werden, hatten einen konkreten Anlass: Bartensteins Interesse galt einer griechischen Handschrift, einem Origenes zugeschriebenen Psalmenkommentar (recte Hesych von Jerusalem; Cod. Theol. Gr. 311), den er auf Bitten von Bernard de Montfaucon für die von Charles De la Rue (1684–1740) geplante Origenes-Ausgabe zu transkribieren versprochen hatte²⁵. Der Wunsch nach einer Abschrift gab einen willkommenen Anlass, mit einem wissenschaftlichen Anliegen in der Hofbibliothek vorstellig zu werden, ein Anliegen, das zudem die guten Beziehungen des Protestantens Bartenstein zu den angesehenen Maurinern hervorhob und ihn quasi automatisch empfahl. Die Arbeit selbst hätte Bartenstein freilich gerne delegiert. Als sich dies als unmöglich erwies, versuchte er unter Hinweis auf die beschränkte Öffnungszeit der Bibliothek eine Außerhausentlehnung der Handschrift zu erwirken, und erbat, da die Hofbibliothek in das Ressort des Obersthofmeisteramts fiel, von Leibniz eine Empfehlung an den Obersthofmeister Anton Florian von Liechtenstein – der damit grundsätzlich über die konkrete Anfrage hinaus auf den ambitionierten jungen Mann aufmerksam gemacht werden konnte²⁶.

Ein Besuch der Hofbibliothek gehörte für Bartenstein also nicht nur zum Pflichtprogramm eines Wienaufenthalts, er fügt sich auch gut in das Gesamtbild seiner Anfänge in Wien, wie es die Forschung anhand von Korrespondenzen entworfen hat: Um sich für eine Laufbahn in kaiserlichen Diensten zu profilieren, nützte Bartenstein gezielt seine Kompetenz auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaften und führte sich mit bereits bestehenden Beziehungen zu Gelehrten bei ähnlich interessierten Persönlichkeiten ein, die zugleich eine Verbindung zum Hof eröffnen konnten. Dass er Gentilotti dabei in einer Schlüsselposition sah, geht aus einem Brief an Montfaucon vom 8. Jänner 1716 hervor, in dem er Gentilottis Verhältnis zum Kaiser als »presque le favori« beschreibt²⁷. Die-

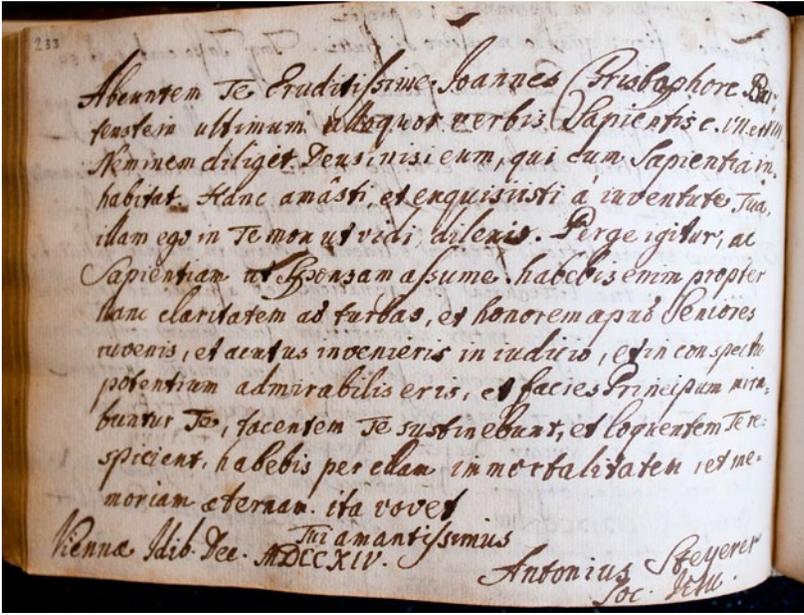


Abb. 5: Eintrag von Anton Steyerer im Stammbuch des Johann Christoph Bartenstein, S. 233 (Wienbibliothek I.N. 219.528)

se Instrumentalisierung von Netzwerken der *res publica litterarum* erwies sich in der Tat als geeignete Taktik, das Fehlen familiärer Verbindungen, über die ein Adelliger verfügte, erfolgreich auszugleichen.

Wie das Stammbuch dabei unterstützend wirkte, dürfte die Rückseite von Gentilottis Eintrag zeigen: Hier schrieb sich der Jesuit Anton Steyerer (1673–1741) ein, der in gelehrten Kreisen wegen seiner historischen Forschungen Ansehen genoss²⁸, aber wohl auch aufgrund seiner Beziehung zum Kaiserhaus – er war Beichtvater der Töchter Josephs I. – einen interessanten Kontakt für Bartenstein darstellte. Da die Positionierung des eigenen Eintrags eine Aussage enthalten kann und insbesondere synoptische Eintragungen (wie die des Brüderpaares der Grafen von Leinigen) oder die Verwendung der Versoseite eines bestehenden Eintrags auf ein enges Verhältnis der Inskribenten hindeuten²⁹, darf angenommen werden, dass der Kontakt von Gentilotti vermittelt worden war bzw. die freundlichen Worte des Bibliothekars Bartenstein dem Jesuiten empfohlen hatten. Wohl bewusst gestaltete Steyerer seinen Eintrag auch formal ganz ähnlich dem Gentilotti – vielleicht auch, um sich von der Vielzahl der protestantischen Strassburger Widmungen abzuheben (vgl. Abb. 5).

»Social media« der Frühen Neuzeit

Ausführliche Stammbucheinträge mit einer direkten Anrede des Stammbuchhalters im Vokativ, die in einer Ich-Aussage des Inskribenten seine Beziehung zum Stammbuchhalter thematisieren, nähern sich einer anderen Textsorte an, die ebenfalls der Pflege von *amicitia* und dem Aufbau von Netzwerken in der *res publica litterarum* diente: dem Freund-

schaftsbrief, in dem man einander der auf gemeinsamen Interessen und Idealen – in der Regel als Orientierung an der Antike und Eifer in literarischer Betätigung gefasst – beruhenden Wertschätzung versichert. Die grundsätzliche Nähe der Textsorten Stammbucheintrag und Brief zeigt sich nicht zuletzt darin, dass Zitate aus antiken Briefen bzw. Briefgedichten als Einträge verwendet werden – auch in Bartensteins Stammbuch: Johann Kaspar Khun († 1720), Gatte von Bartensteins Stiefschwester Maria Dorothea³⁰, beginnt seinen Eintrag (S. 186) mit einem zur Situation passenden Cicerobrief, *fam.* 15,21 adressiert an den nach Spanien abreisenden C. Trebonius:

»*Reliquum est, ut tuam professionem amore prosequar, redditum spe exspectem, absentem memoria colam, omne desiderium litteris mittendis accipiendisque leniam.*

Im übrigen gibt Dir meine Liebe das Geleit auf Deiner Reise; Deine Rückkehr will ich hoffnungsvoll erwarten, in Deiner Abwesenheit Dich im Gedächtnis bewahren und alle Sehnsucht durch das Wechseln von Briefen stillen.«

Unmittelbar angeschlossen sind Verse aus einem Gedicht, mit dem der unter Kaiser Domitian schreibende Papinius Staius einem vornehmen Römer gute Reise und glückliche Heimkehr wünscht (*Silvae* 3,2 *Propempticon Maecio Celeri*). Der Theologieprofessor Johann Heinrich Barth (1680–1719) hat seinen Eintrag (S. 166) aus zwei Cicerobriefen an P. Cornelius Lentulus Spinther, *fam.* 1,6 und 1,7 zusammengesetzt. In beiden Fällen sind die Zitate zwar korrekt ausgewiesen, doch kann der Inskribent unmittelbar in die Rolle des antiken Briefschreibers schlüpfen und durch dessen Mund den Stammbuchhalter als neuen Adressaten ansprechen; es passt, dass sowohl Khun als auch Barth in der folgenden Zueignung die Anrede in der zweiten Person verwenden.

Als Sammlungen von Selbstzeugnissen bzw. Selbstdarstellungen von Inskribenten bzw. Briefschreibern stellen *Alba amicorum* und *commercium litterarum*, Stammbücher und aufbewahrte Briefwechsel, vergleichbare Dokumentationen von Netzwerken dar, und es ist ein seltener Glücksfall für die Forschung, wenn von ein und derselben Persönlichkeit sowohl Stammbuch als auch selbst angelegte Korrespondenzsammlung erhalten sind: An der Österreichischen Nationalbibliothek trifft dies etwa für den schon genannten ersten Präfekten Hugo Blotius zu. Im Falle Bartensteins haben wir zwar keine Sammlung, die dem Stammbuch entsprechen würde, jedoch sowohl von ihm selbst als auch von Gentilotti Briefe an einen gemeinsamen Bekannten, den Melker Benediktiner Bernhard Pez (1683–1735), die sich komplementär heranziehen lassen. Die Bedeutung, die Bartenstein dem Kontakt zu Gentilotti beimaß, wird deutlich, wenn er sich um eine neutrale Position zu den zwischen Pez und Gentilotti entstandenen Unstimmigkeiten bemüht zeigt³¹. Ein Brief Gentilottis an denselben Adressaten wirft dagegen Licht auf die Konventionen von Stammbucheinträgen – in denen es die Höflichkeit gebot, die frühe Reife eines am Ende seiner Ausbildung stehenden jungen Mannes zu loben. Etwas über ein halbes Jahr nach seiner Eintragung in Bartensteins Stammbuch scheint Gentilotti nicht mehr ganz so überzeugt von der Berechtigung des Tasso zitats; zu Bartensteins Verärgerung, dass sich seine Hoffnungen in Wien nicht schnell genug erfüllten, schreibt er am 22. Juni 1715³²: *eum juvenem plurimi merito suo facio et in oculis fero, iudicium tamen quod nondum adolevit in nonnullis requiro* (»Diesen jungen Mann schätze ich nach Verdienst

sehr hoch und behalte ihn im Auge; allerdings vermisse ich in manchem sein Urteilsvermögen, das noch nicht zur Reife gelangt ist«).

Appendix: Exlibris, politische Maxime und Stammbuchspruch

Der Eintrag des Bibliothekspräfekten in Bartensteins *Album amicorum* kann die Frage aufwerfen, ob/wie Bartenstein die Hofbibliothek in späteren Jahren als Leser nützte. Denn über der Funktionalisierung gelehrter Netzwerke sollte nicht übersehen werden, dass Bartensteins spätere Karriere, sowohl seine publizistische Tätigkeit im Dienst Maria Theresias, als auch seine Rolle im Unterricht des Kronprinzen durchaus den praktischen Einsatz gelehrten Wissens, insbesondere auf dem Gebiet der Reichsgeschichte und des Reichsrechts erforderte, wie er es schon in seiner Dissertation über den Konflikt zwischen Moritz von Sachsen und Karl V. unter Beweis gestellt hatte. Bartenstein verfügte jedenfalls über eine eigene Bibliothek, sie hat sich jedoch nicht geschlossen erhalten, wie auch der größte Teil seines Nachlasses verschollen ist³³. Eine Identifizierung einzelner Exemplare erlaubt sein Exlibris, das in der Regel auf der Innenseite des Vorderdeckels eingeklebt ist (vgl. Abb. 6). In wie weit eine Rekonstruktion für die Beurteilung des Politikers aufschlussreich wäre, lässt sich derzeit nicht erkennen; die bisher nachgewiesenen 25 Titel zeigen eine allgemein späthumanistische Ausrichtung, die noch auf Buchbesitz von Bartensteins Vater zurückgehen könnte. Das in der ÖNB vorhandene Buch (59.M.119), das zusammengebunden eine vom Strassburger Professor (und Exilösterreicher) Matthias Bernegger (1582–1640) und dessen Schüler Johannes Freinsheim (1608–1660) besorgte Ausgabe von Justus Lipsius' *Politica* (Strassburg 1641) und Johann Heinrich Boecklers Abhandlung über dieselbe Schrift (*Dissertatio de politicis Justi Lipsii*. Strassburg 1642) enthält (vgl. Abb. 7), mag jedoch die Grundlagen von Bartensteins politischer Orientierung in seiner Strassburger Ausbildung illustrieren³⁴.

Ein in dieser Hinsicht interessanter Rückbezug auf Studienzeit und frühes Umfeld scheint vom genannten Exlibris zu einem Stammbuchseintrag möglich: Der Kupferstich (Platte 14,2 x 8,5 cm) zeigt unter der Überschrift *Insignia D[omini] Io[annis] Christophori S[acri] R[omani] I[mperii] L[iberi] Baronis de BARTENSTEIN* das Wappen, das Bartenstein seit seiner Erhebung in den Reichsfreiherrnstand 1733 führte; als subscriptio erscheint ein (ausgewiesenes) Zitat aus dem spätantiken römischen Dichter Claudius Claudianus, seinem Lobgedicht zum Konsulat des Flavius Manlius Theodorus im Jahr 399 (*Panegyricus dictus Manlio Theodoro consuli*) 227f. *Peragit tranquilla potestas quod violenta nequit* (»ruhige Macht führt aus, was Gewalt nicht vermag«). In der so gepriesenen Persönlichkeit des gelehrten Schriftstellers, der hohe Hofämter bekleidete, mochte sich Bartenstein wiedererkennen und er bezeichnet das Zitat in einem Vortrag (22. Okt. 1759) über den Geschichtsunterricht Erzherzog Josephs – in dem er in Hinblick auf das Königreich Böhmen rücksichtsvollen Umgang mit ständischen Privilegien und Freiheiten anmahnt – explizit als sein *symbolum*, als Wahlspruch und Handlungsmaxime seit jungen Jahren³⁵. Sucht man eine Anregung für die Wahl, so bietet sich das Titeltkupfer des 1720 erschienenen 18. Bandes des *Theatrum Europaeum* an, der eben dieses Claudianzitat auf die Politik des Hauses Österreich (im Gegensatz zu Frankreich und Türken) bezieht (vgl. Abb. 8)³⁶.



Abb. 6: Exlibris des Johann Christoph Bartenstein aus: Justus Lipsius, *Politiorum libri sex*. Argentorati (Strassburg) 1641 (ÖNB 59.M.119)

IUSTI. LIPSI.
POLITICORVM.
LIBRI. SEX.
CVM. INDICE. ADCVRATO.
Ex Instituto
MATTHIAE. BERNEGGERI.
Edebat
IO. FREINSHEMIVS.



Cum Priuilegio
REGIS. CHRISTIANISSIMI
in Annos XV.

ARGENTORATI.

Impensa & Typis
BERNEGGERIANIS.

ANNO. CHRISTIANO. M DC XL.

Abb. 7a: Justus Lipsius, *Politicorum libri sex*. Argentorati (Strassburg) 1641 (ÖNB 59.M.119)

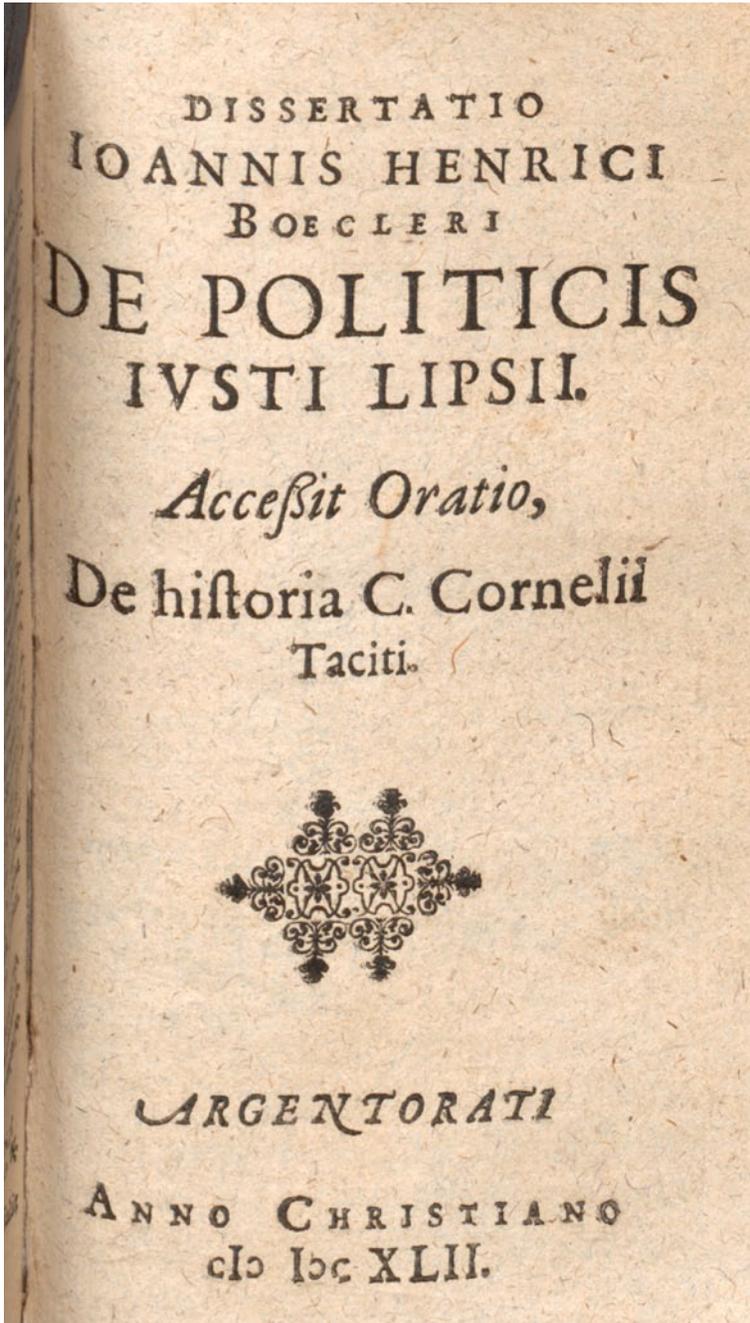


Abb. 7b: Johann Heinrich Boeckler, *Dissertatio de politicis Iusti Lipsii*. Argentorati (Strassburg) 1642 (ÖNB 59.M.119 Adl.)

Caesaris Austriaci peragit tranquilla potestas
Quod violenta nequit Galli Turcaeque furentis
O nimium dilecta deo cui militat aether
Austria salva manet fato protecta superno
In mediis turbis hanc iuvat ipse Deus.

In Ruhe erreicht die Macht des Kaisers aus dem Haus Österreich, was mit Gewalt die des Franzosen und des rasenden Türken nicht vermag. O von Gott vielgeliebtes Österreich, für das der Himmel kämpft, vom Schicksal aus der Höhe beschützt bleibt es heil, Gott selbst unterstützt es mitten in den (Kriegs)Wirren.

In nuce kommt ein verwandter Gedanke, Skepsis gegenüber Gewalt, die langfristig nicht erfolgreich sein kann, jedoch bereits in einem der Stammbucheinträge zum Ausdruck: Am 1. Mai 1714 hat sich in Tübingen C.L. Hölder mit *Omne violentum non est diuturnum* eingetragen (S. 349). In leichter Variation ist *Violentum perpetuum nullum* in der frühen Neuzeit ein beliebter Spruch, der letztlich auf Aristoteles, *De caelo* 1,2 zurückgeführt werden kann und in unterschiedlichen Kontexten erscheint, bevorzugt jedoch – etwa in einer Sammlung von Rechtsgrundsätzen bzw. Rechtssprichwörtern³⁷ – in politischem Sinn als Warnung, dass einer Gewaltherrschaft keine Dauer beschieden ist. Gewiss bedurfte Bartenstein nicht der Anregung durch diesen Stammbucheintrag; da Stammbücher jedoch auch gemeinsame Werte von Besitzer und Inskribenten reflektieren, mag er ein Schlaglicht auf das Klima werfen, das während seiner Studienzeit bzw. Studienreise in Bartensteins Umgebung herrschte und ihn prägte, und so auch die Aussagekraft eines frühneuzeitlichen Freundschaftsbuchs unter einem weiteren – auch für die Bibliothek interessanten – Aspekt beleuchten.

¹ Grundlegend W.W. Schnabel, *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*. Tübingen 2003 (Frühe Neuzeit 78). Die Analogien zu Netzwerken im Internet werden in rezenter Literatur zu frühneuzeitlichen *Alba amicorum* vielfach reflektiert. Eine besonders konzise Gegenüberstellung bietet: S. Reinders, *Mapping Social Networks: An Ordinary Habit. A comparison between ›old‹ and ›new‹ social network mapping services* <https://sophiereinders.files.wordpress.com/2014/06/mapping-social-networks.pdf> (4. 6. 2015).

² Das Interesse der Verfasserin wurde durch die zu früh verstorbene Mitarbeiterin an der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Mag. Brigitte Mersich, geweckt; mit ihr gemeinsam entstand für die von der Universität Wien veranstaltete Kinderuni 2006 das Skriptum *Wollt ihr meine Freunde sein? Freundschaftsbücher aus alter Zeit*.

³ Chr. Gastgeber, *Blotius und seine griechischen Kontakte. Leontios Eustratios Philoponos und der Erzbischof Gabriel von Achrída im Stammbuch des Hugo Blotius*. *Biblos* 46 (1997) 247–258.

⁴ C. Sojer, Chr. Gastgeber, *Das Stammbuch des Lukas Holste (1616–1623)*. Bericht aus dem Forschungsprojekt Peter Lambeck. *Biblos* 62 (2013) 33–53. Vgl. auch F.J.M. Blom, Lucas Holstenius (1596-1661) and England. In: G.A.M. Janssens, F. Aarts (edd.), *Studies in Seventeenth-century English Literature, History and Bibliography*. Amsterdam 1984 (Costerus N.S. 46) 25–39.

⁵ Die Einträge Tengenagels lassen sich über das von W.W. Schnabel an der UB Erlangen betreute Repertorium eruieren: *RAA=Repertorium alborum amicorum. Internationales*

Verzeichnis von Stammbüchern und Stammbuchfragmenten in öffentlichen und privaten Sammlungen <http://www.raa.phil.uni-erlangen.de> (4. 6. 2015).

6 Die Kunstsammlungen des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Florian, bearb. von V. Birke u.a. Red. unter der Leitung von E. Vancsa von M. Vyoral-Tschapka und Th. Brückler. Wien 1988 (Österreichische Kunsttopographie 48) 45.

7 An allen drei Kanten lässt sich geringfügiger Textverlust feststellen, der wohl auf eine Neubindung zurückzuführen ist.

8 Die Defensio der juridischen Dissertation *De haeredipetis* (Über Erbschleicher) fand am 12. Juni 1711 statt; die historische Dissertation hatte Bartenstein dagegen nach dem Titelblatt schon am 28. Oktober 1709 verteidigt: M. Braubach, Johann Christoph von Bartensteins Herkunft und Anfänge.

Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 61 (1953) 99–149; hier 101f. Das zeitliche Verhältnis ist verkehrt bei Wallnig (Anm. 14) 178.

9 J. Bergmann, Leibnitz in Wien. Nebst fünf ungedruckten Briefen desselben über die Gründung einer kais. Akademie der Wissenschaften an Karl Gust. Heräus in Wien. *Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse* 13 (1854) 40–61; G. Hamann, G.W. Leibnizens Plan einer Wiener Akademie der Wissenschaften. In: Johannes Dörflinger (Hg.), *Die Welt begreifen und erfahren. Aufsätze zur Wissenschafts- und Entdeckungsgeschichte. Günther Hamann zur Emeritierung*. Wien 1993 (Perspektiven der Wissenschaftsgeschichte 1) 162–182.

10 Bartenstein führte sich mit einem Schreiben des Abbé Jean Paul Bignon (1662–1743) späterer (ab 1718) königlicher Biblio-

thekar, ein: Brief Nr. 340 (datiert Isle St Cosme sous Meulan, 6. September 1713). Benützt in der Transkription für die Leibniz-Akademieausgabe der Leibniz-Forschungsstelle Hannover <http://www.gwlb.de/Leibniz/Leibnizarchiv/Veroeffentlichungen/Transkriptionen.htm> (5. 6. 2015).

11 Neben Gentilotti und Steyerer: Charles-Antoine Schreyvogel (3. Juli 1714; S. 338), Sohn des kaiserlichen Rats und Wechsellherrn in der kaiserlichen Niederlage, Gottfried Christian von Schreyvogel, (Datenbank der Französischen Stiftungen zu Halle <http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl>; 5. 6. 2015). In Wien hat sich am 2. Sept. 1714 auch Johann Conrad Pfeffel, späterer Bürgermeister von Colmar und Vater des Schriftstellers Gottlieb Konrad Pfeffel, eingetragen, und zwar auf der Rückseite des Eintrags von Bartensteins Reisegefährten Conrad Widow. Wahrscheinlich Bartenstein selbst hat in der rechten bzw. linken oberen Ecke S. 362/363 vermerkt: *latera / amica* (etwa »Freunde Seite an Seite«). Ein ähnlicher Eintrag findet sich auf den Seiten 360/361 an analoger Stelle: *jungit / pagina amicos* (»Die Seite verbindet Freunde«).

12 A. A. Strnad, Der Trientiner Johann Benedikt Gentilotti von Engelsbrunn (1672–1725). Notizen zu einem Lebensbild. In: ders., *Dynast und Kirche. Studien zum Verhältnis von Kirche und Staat im späteren Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*. Innsbruck 1997 (*Innsbrucker historische Studien* 18/19) 553–586. M. P. Donato, Gentilotti, Giovanni Benedetto. *Dizionario Biografico degli Italiani* 53 (1999) 287f.; I. Peper, Th. Wallnig, *Ex nihilo nihil fit*. Johann Benedikt Gentilotti und Johann Christoph Bartenstein

am Beginn ihrer Karrieren. In: G. Haug-Moritz, H.-P. Hye, M. Raffler (Hg.), *Adel im »langen« 18. Jahrhundert*. Wien 2009 (*Zentraleuropa-Studien* 14) 167–185.

13 Zum Datum des Amtsantritts: Peper (Anm. 12) 168, Anm. 5

14 L. Strebl, Die barocke Bibliothek (1663–1739). In: J. Stummvoll (Hg.), *Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek*. Erster Teil: *Die Hofbibliothek (1368–1922)*. Wien 1968 (*Museion* N.F. II 3,1) 165–217; hier 194–196.

15 ÖNB, Cod. S.N. 2207–2221, S.N. 2199–2200. Die Fortsetzung von Lambecks *Commentarii* befindet sich in Trento, Biblioteca comunale, mss. 1549–1553. Vgl. Donato (Anm. 12) 288.

16 I. Peper, *Il carteggio erudito di Giovanni Benedetto Gentilotti d'Engelsbrunn (1672–1725), bibliotecario imperiale*. In: C. Viola (Hg.), *Le carte vive. Epistolari e carteggi nel Settecento*. Atti del primo Convegno internazionale di studi del Centro di Ricerca sugli Epistolari del Settecento, Verona, 4–6 dicembre 2008. Roma 2011 (Biblioteca del XVIII secolo 16), 479–487.

17 Vgl. Anm. 11.
18 Vgl. das Schema bei Schnabel (Anm. 1) 146.

19 Cicero, *Pro Archia poeta 4 Nam ut primum ex pueris excessit Archias, atque ab eis artibus quibus aetas puerilis ad humanitatem informari solet se ad scribendi studium contulit* ... (»Sobald nämlich Archias dem Knabenalter entwachsen war und sich nach Vollendung der gewöhnlichen Studien, mit denen man im Knabenalter zu höherer Bildung geführt wird, der Schriftstellerei zu wandte«).

20 Ein Überblick über die verschiedenen Fassungen ist zu finden bei: R. Merkelbach, J. Stauber (Hgg.), *Steinepigramme aus dem griechischen Osten*. Bd. 1: *Die Westküste Kleinasiens von*

Knidos bis Iliion. Stuttgart, Leipzig 1998, 557–559.

²¹ A. Aurnhammer, *Torquato Tasso im deutschen Barock*. Tübingen 1994 (Frühe Neuzeit 13). Im Jahr 1718 sollte Gentilotti mit anderen neapolitanischen Handschriften das Autograph der *Gerusalemme conquistata* übernehmen: Strebli (Anm. 14) 184.

²² P. Molino, *Viaggiatori, eruditi, famuli e cortigiani: il multiforme pubblico della Biblioteca Imperiale di Vienna alla fine del XVI secolo*. In: B. Borello (Hg.), *Pubblico e Pubblici di antico regime*. Pisa 2009, 101–125; dies., *L'Impero di carta: Hugo Blotius Hofbibliothekar nella Vienna di fine Cinquecento*. Diss. Florenz, European University Institute 2011; St. Benz, *Die Hofbibliothek zu Wien als Ort des Wissens*. In: M. Scheutz, W. Schmale, D. Stefanová (Hgg.), *Orte des Wissens*. Bochum 2004 (*Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts* 18/19), 15–48.

²³ Jacobi Tollii *Epistolae itinerariae ex auctoris schedis postumis recensitae [...]* cura et studio Henrici Christiani Henninii. Amstelaedaei: Halma 1700 (ÖNB BE.8.M.41).

²⁴ M. Wagendorfer, *Die Editions-geschichte der »Historia Australis« des Eneas Silvius Piccolomini*. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 64 (2008) 65–108; Addendum: 597–602.

²⁵ Genaue Auskunft gibt ein Brief Bartensteins an Bernhard Pez vom 5. Sept. 1714: *Die gelehrte Korrespondenz der Brüder Pez. Text, Regesten, Kommentare*. Hg. v. Th. Wallnig und Th. Stockinger. Bd. 1: 1709–1715. Wien 2010 (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 2) Nr. 353, 580f. Vgl. Wallnig (Anm. 12) 180, Anm. 74.

²⁶ Nr. 42 (August 1714): zum Text s. Anm. 10.

²⁷ Wallnig (Anm. 12) 181, Anm. 77. Ob sich dies erst durch die Bauplanung ergab oder Bartensteins Wahrnehmung bereits 1714 durch das von Lambeck beanspruchte Naheverhältnis gelenkt war, lässt sich wohl kaum entscheiden.

²⁸ St. Benz, *Zwischen Tradition und Kritik. Katholische Geschichtsschreibung im barocken Heiligen Römischen Reich*. Husum 2003 (Historische Studien 473) 432–434. Zu Briefen Bartensteins an Steyerer: Wallnig – Stockinger (Anm. 25) 9, Anm. 42.

²⁹ So verwenden auch Bartensteins Schwager Khun und sein Vater dasselbe Blatt, S. 186/187. Vgl. auch Anm. 11.

³⁰ Braubach (Anm. 8) 104f.

³¹ Wallnig – Stockinger (Anm. 25) Nr. 459; 748–750.

³² Wallnig (Anm. 12) Anm. 77. Der Brief ist ediert bei: Wallnig – Stockinger (Anm. 25) Nr. 406; 675f.

³³ Wallnig – Stockinger (Anm. 25) 32.

³⁴ An der Universitätsbibliothek Wien sind dagegen derzeit bereits sechzehn Bücher mit Bartensteins Exlibris nachgewiesen; mithilfe von Katalogen im Internet lassen sich Exemplare in amerikanischen, englischen, slowakischen, tschechischen und ungarischen Bibliotheken recherchieren; auch im Antiquariatshandel tauchen einzelne Exemplare auf.

³⁵ *Recht und Verfassung des Reiches in der Zeit Maria Theresias. Die Vorträge zum Unterricht des Erzherzogs Joseph im Natur- und Völkerrecht sowie im Deutschen Staats- und Lehnrecht*. Unter Mitarbeit von G. Kleinheyder, Th. Burken und M. Herold hg. von H. Conrad. Köln [u.a.] 1964 (Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen 28), 116. Zitiert auch bei D. Bea-

les, *Writing a life of Joseph II. The problem of his education*. In: G. Kligenstein, G. Stourzh (Hgg.), *Biographie und Geschichtswissenschaft. Aufsätze zur Theorie und Praxis biographischer Arbeit*. Wien 1979 (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 6), 183–207; hier 201. Das Zitat ist als Motto noch der posthum gedruckten Schrift *Kurzer Bericht von der Beschaffenheit der zerstreuten zahlreichen Illyrischen Nation in kaiserl. königl. Erblanden* (Frankfurt – Leipzig 1802) vorangestellt.

³⁶ Dabei sind offenkundig weniger die Jahre im Blick, denen der Band gewidmet ist, als Ereignisse zwischen diesen und dem Erscheinungsdatum: die Türkensiege Prinz Eugens und der Friede von Passarowitz 1718, sowie die Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs mit den Friedensschlüssen von Utrecht und Rastatt 1713/1714.

³⁷ Georg Tobias Pistorius, *Thesaurus paroemiarum Germanico-iuridicarum. Deutsch=Juristischer Sprichwörter=Schatz*. Lipsiae: typis Joh. Casp. Muller 1716, 275f. (ÖNB 1380-A).

*Stammbücher des 16. und 17. Jahrhunderts in der
Handschriftensammlung der Österreichischen
Nationalbibliothek*

Stammbücher, oft auch als *Album* oder *Liber Amicorum* bezeichnet, gibt es seit etwa 450 Jahren. In der Zeit der Reformation, ausgehend von Wittenberg, begann man damals vor allem im adeligen und bürgerlichen Milieu Stammbücher zu führen. Im Laufe der Zeit haben verschiedene soziale Schichten die Sitte aufgegriffen. Seit etwa 1850 kennt man diese Bücher als *Poesiealben*.

Die Alben dokumentieren den Stamm der Freunde, Verwandten und Gesellen, die sich darin meist mit Lebensweisheiten und Zeichnungen eingetragen haben. Verbreitet waren vor allem kleine querformatige Lederbände, die leicht zu transportieren waren, da man die Stammbücher auf Bildungs- und Geschäftsreisen wie auch Kavaliertouren immer mit sich führte. Dabei sollten sie freundschaftliche Begegnungen festhalten und den Inhaber nach seiner Rückkehr in die Heimat fortwährend daran erinnern, aber auch Dritte mit dem Bekanntheitsgrad der darin versammelten Personen beeindrucken.

Als besondere Beigaben zu Eintragungen in Freundschaftsbüchern sind bereits im 16. Jahrhundert bildliche Darstellungen überliefert. Neben den anfänglichen Wappendarstellungen waren später besonders Themen aus der klassischen Mythologie und der antiken Geschichtsschreibung sowie vor allem aus dem Alten Testament entlehnte biblische Szenen beliebt. Meist wurden diese von talentierten Laien oder eigens dafür beauftragten Malern angefertigt.

Beigaben des späteren 18. und 19. Jahrhunderts stammen oftmals aus dem Bereich des Kunsthandwerks. Neben Stickereien oder Klebe- und Flechtarbeiten aus Papier und Stoff finden sich gelegentlich auch kunstvoll geflochtene, oft mit Seidenbändern durchzogene Haarkränzchen oder gepresste Blumen.

Stammbücher gelten als ein Spiegel der Gesellschaft. Sie sind für viele geisteswissenschaftliche Disziplinen von großem Interesse, da sie über die Biografie des Inhabers hinaus Rückschlüsse auf geschichtliche, religiöse und politische Strömungen erlauben. Die Einträge dokumentieren Netzwerke persönlicher Beziehungen und dienen Historikern bei der systematischen Erforschung bestimmter Personenkreise. Die Literaturgeschichte findet Hinweise auf die Bekanntheit von Autoren oder die Verwendung literarischer Motive. Illustrationen entpuppen sich als reizvolle Schätze für die Kunstwissenschaft wie auch für die Kulturgeschichte, und Musikwissenschaftler profitieren von den darin enthaltenen Notenfunden.

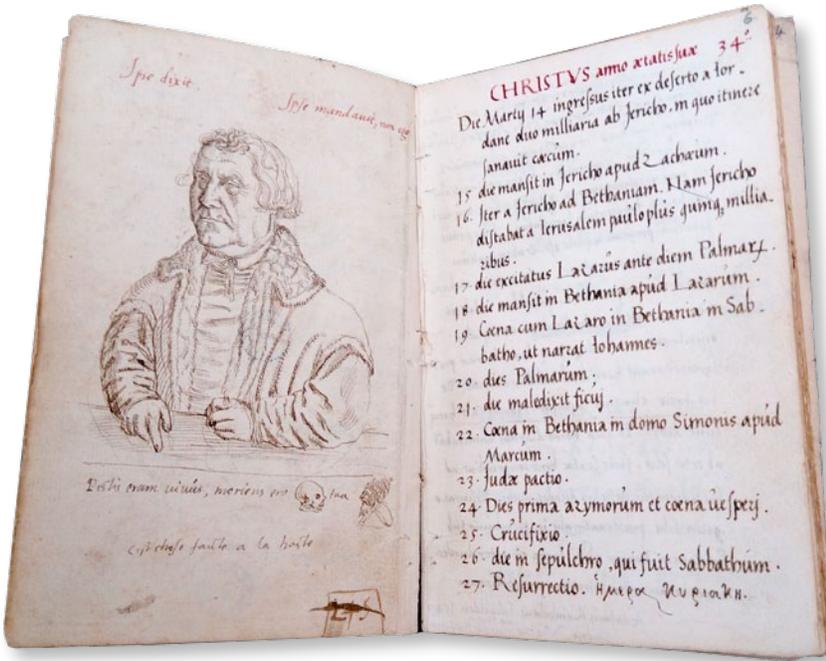


Abb. 1: Bildnis Martin Luthers und Beginn des Eintrags von Erasmus Reinhold (Cod. Ser. n. 13996, fol. 5v/6r)

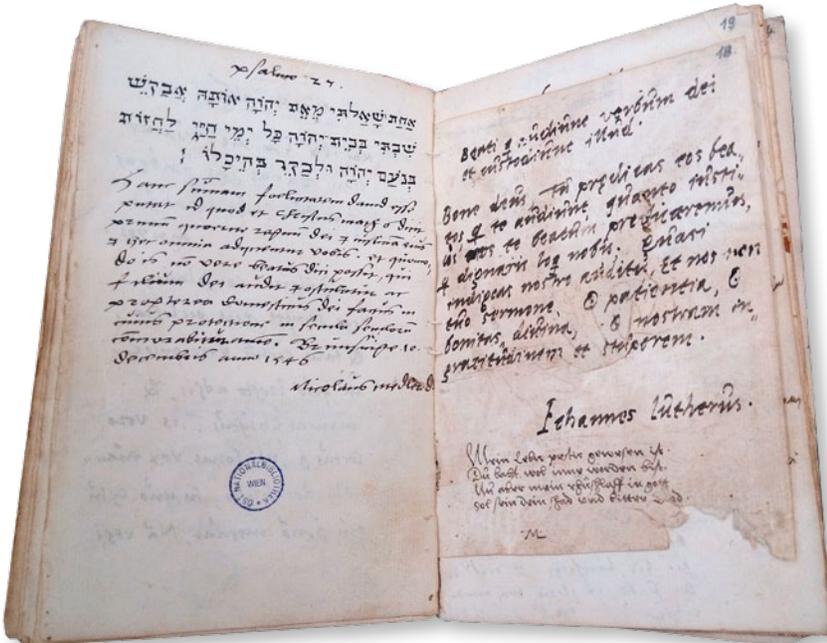


Abb. 2: Eintrag von Eintrag von Nicolaus Medler und Johannes Luther (Cod. Ser. n. 13996, fol. 17v/18r)

Die Österreichische Nationalbibliothek besitzt in ihren Sammlungen (v.a. in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken) ca. 250 Stammbücher und unzählige Albumblätter bekannter Persönlichkeiten, darunter beispielsweise Gustinus Ambrosi, Wolfgang von Goethe, Franz Grillparzer, Immanuel Kant, Arthur Schnitzler und von Johann bzw. Richard Strauss.

Ausgewählte Stammbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert sollen im folgenden Beitrag kurz vorgestellt werden.

*Ein Stammbuch Martin Luthers?*¹

Den Anfang macht hierbei das älteste Stammbuch der Österreichischen Nationalbibliothek aus dem Umkreis Luthers und Melanchthons.

Die Anfänge der Stammbuchsitte sind in Wittenberg zur Zeit der Reformation zu beobachten. Als zeitgenössischer Bericht über die neue Gepflogenheit ist die vom Humanisten Joachim Camerarius verfasste und Philipp Melanchthon gewidmete Biografie *Vita Melanchthonis*² anzusehen, in der er en passant auch kurz schildert, dass Zeitgenossen damit begannen, eigenhändige Einträge der berühmten Persönlichkeiten auf zusammengehefteten Papierbögen und in Büchern bzw. Büchlein zu sammeln, um sie anderen vorführen zu können.³ Ein solches kleines Büchlein aus der Reformationszeit ist das mit folgendem Titel versehene Stammbuch: *Lutheri è Schola Doctorum Virorum Autographa Scripta*. Von außen eher unscheinbar wirkend, umfasst die Handschrift lediglich 24 Blatt, die in einem Papierumschlag zusammengeheftet sind. Einzig der Goldschnitt kann als äußeres Zierelement genannt werden. Was früher in der Autografensammlung der Handschriftenabteilung unter der Signatur Autogr. XIII/45 geführt wurde, wird heute unter der Signatur Cod. Ser. n. 13996 verwahrt und in früheren Katalogeinträgen als Stammbuch Martin Luthers bezeichnet. [Abb. 1]

Es enthält Einträge von 29 Zeitgenossen Luthers, die hier in der Reihenfolge der Einträge im Stammbuch aufgeführt werden. In Klammer werden das Jahr des Eintrags und die Folioangaben genannt⁴:

- [1] Caspar Hedio (1550; fol. 2r-3v)
- [2] Johannes Sleidanus (1550; fol. 4r)
- [3] Nicolaus Gerbelius (1550, fol. 4r)
- [4] Erhartus Schnepfius (1556, fol. 4v)
- [5] Unbekannt (ohne Jahr; fol. 5v)⁵
- [6] Erasmus Reinholdus (1547; fol. 6r-6v)
- [7] Philippus Melanchthon (1546; fol. 7r-9r)
- [8] Nicolaus Glossenus (1546; fol. 9v)
- [9] Caspar Cruciger (1546; fol. 10r-10v)
- [10] Antonius Niger (1546; fol. 11r)
- [11] Unbekannt (ohne Jahr; fol. 11r)
- [12] Paulus Eberus (1546; fol. 11v-12v)⁶
- [13] Caspar Bornerus (ohne Jahr; fol. 13r)
- [14] Wolfgangus Meurerus (ohne Jahr; fol. 13r)
- [15] Georg Sabinus (ohne Jahr: fol. 13r)
- [16] Joachim Camerarius (ohne Jahr; fol. 13v)
- [17] Alexander Alesius (ohne Jahr; fol. 13r)
- [18] Johannes Langus (1547; fol. 14r-14v)
- [19] Victorinus Strigelius (1546; fol. 15r-15v)

- [20] Vitus Winsemius (ohne Jahr; fol 16r-17r)⁷
- [21] Nicolaus Medler (1546; fol. 17v)
- [22] Johannes Lutherus (ohne Jahr; fol. 18r)⁸
- [23] Unbekannt (ohne Jahr 18r)⁹
- [24] Jacobus Milichius (ohne Jahr; 19r-19v)
- [25] Theodorus Fabricius (ohne Jahr; 20r-20v)
- [26] Johann Bugenhagen(1546; 21v)¹⁰
- [27] Georgius Maior (1546; fol. 22r)
- [28] Joannes Stigelius (1546; fol. 22v)
- [29] Johannes Marcellus (1546; fol. 23r-23v)

Die datierten Eintragungen des Stammbuchs stammen aus dem Zeitraum 1546 bis 1556. Dies bedeutet aber, dass sie erst im Sterbejahr Luthers, er starb im Februar 1546, einsetzen und weitere zehn Jahre nach seinem Tod fortgesetzt wurden. Somit ist es als unwahrscheinlich anzusehen, dass es sich hierbei um ein Stammbuch aus dem Besitze Martin Luthers handelt, sondern eher aus dem Umkreis der Reformatoren in Wittenberg. Bereits unter Hugo Blotius (kaiserlicher Hofbibliothekar von 1575-1608) kann diese Handschrift im Besitz der Hofbibliothek nachgewiesen werden. [Abb. 2]

Bisher hat diese kleine, unscheinbare Handschrift in der Forschung wenig Aufmerksamkeit erfahren, weshalb eine genauere Analyse der Handschrift noch aussteht. Es bleibt also abzuwarten, ob zukünftig geklärt werden kann, wer der Besitzer dieses Stammbuchs war.¹¹

Album Amicorum des Iohannis Luzenberger¹²

Diese Handschrift besteht aus insgesamt 239 Blatt in einem schlichten Pergamenteinband. Das Stammbuch Johann Luzenbergers umfasst die Jahre 1580 bis 1600. Die Eintragungen stammen aus Süddeutschland und Italien und sind in lateinischer, italienischer und deutscher Sprache abgefasst. Viele von ihnen wurden in Ingolstadt angefertigt, da der Besitzer des Stammbuchs wohl einen Großteil seines Studiums an der hiesigen Universität zubrachte. Dieses Stammbuch bildet aber nicht nur das universitäre Netzwerk des Johann Lutzenbacher ab, sondern ist auch eine besonders interessante Quelle für die rege Reisetätigkeit von Studenten – sei es weil sie öfters die Universitäten wechselten oder Bildungsreisen in fremde Länder unternahmen. Neben den Eintragungen aus Süddeutschland sind zahlreiche Stammbuchinskriptionen aus Siena, Bologna, Padua, Venedig und Neapel zu finden. Besonders auffallend ist in diesem Stammbuch aber der reiche Bilderschmuck. Nicht nur zahlreiche Wappendarstellungen schmücken dieses Stammbuch, sondern beispielsweise auch die Abbildung des *Bucintoro* [Abb. 3] in Venedig, dem einstigen Staatsschiff der Dogen, welches auch früher unter dem Begriff der *Goldenen Barke* geführt wurde. Darüber hinaus befinden sich in diesem Stammbuch auch für die historische Kostümkunde von Interesse seiende Frauenbildnisse [Abb. 4] und weitere Darstellungen verschiedener Berufe und Würdenträger, darunter ein Bildnis des venezianischen Dogen oder einer Bäuerin [Abb. 5].¹³

Stammbuch des Lukas Holste¹⁴

Das Stammbuch von Lukas Holste (1596-1661) zeigt beispielhaft den Aufbau und die Pflege von Netzwerken unter Gelehrten des 17. Jahrhun-

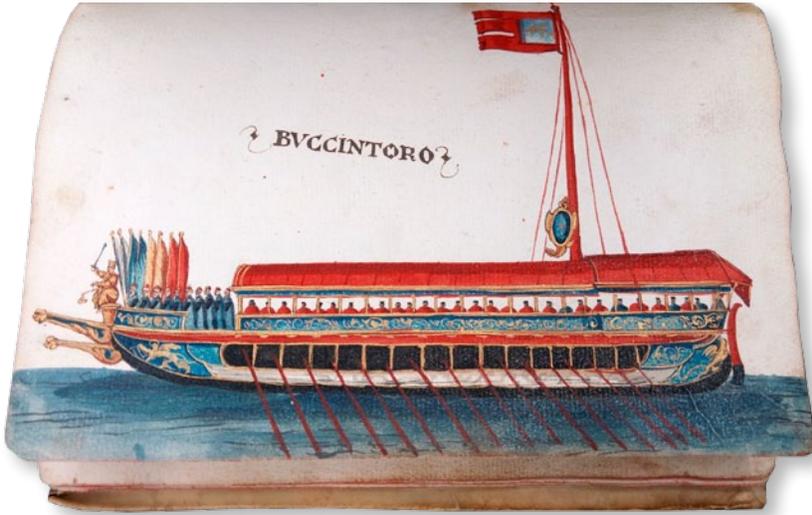


Abb. 3: Die goldene Barke der Dogen von Venedig (Cod. 12871, fol. 8v)



Abb. 4: Frauenbildnis
(Cod. 12871, fol. 139v)



Abb. 5: Eine Bäuerin
(Cod. 12871, fol. 200v)

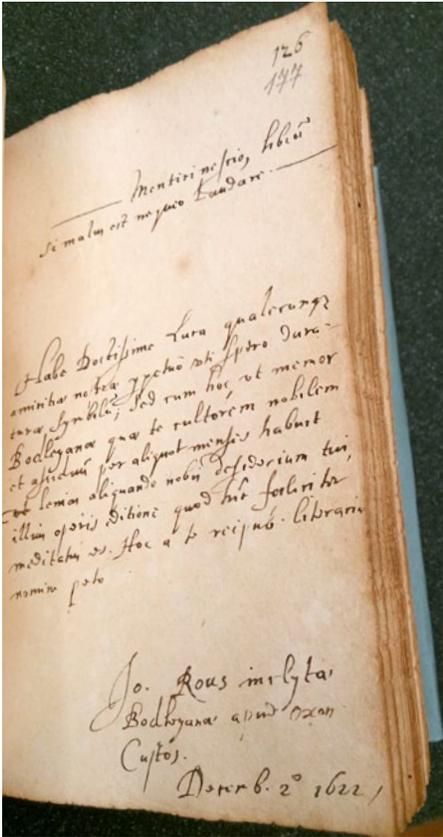


Abb. 6: Eintrag von John Rouse (Second librarian der Bodleian Library, Cod. 9660, fol. 126r/177r)

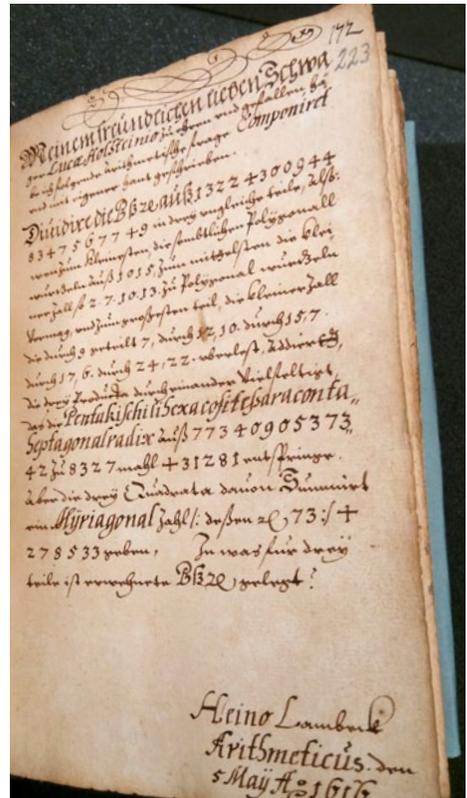


Abb. 7: Zahlenrätsel des Heino Lambeck (Cod. 9660, fol. 172r/223r)

dert. Lukas Holste, bekannt als Humanist, Bibliothekar und Geograph, studierte ab 1616 Medizin und klassische Sprachen in Leiden. 1617 bis 1618 begleitete Holste den Historiker und Geograph Philipp Clüver auf dessen Reise durch Italien. 1622 folgte eine Reise nach England und Frankreich, wo er 1624 zum Katholizismus konvertierte. Francesco Barberini, italienischer Kardinal und Kunstmäzen, holte ihn 1627 zunächst als Sekretär, ab 1636 als Bibliothekar, zu sich. Unter Papst Urban VIII. (Onkel des Francesco Barberini) wurde Holste zum päpstlichen Konsistorialsekretär und Protonotar ernannt. Papst Innozenz X. berief Holste schließlich zum Kustos der *Biblioteca Apostolica Vaticana*.

Mit Beginn seines Studiums fing Lukas Holste an ein Stammbuch zu führen¹⁵, wenn auch nur für kurze Zeit, da die datierten Einträge mit dem Jahr 1623 bereits wieder enden. Das insgesamt 186 Blatt umfassende Stammbuch, gebunden in einem dunkelbraunen Ledereinband mit Goldprägung, kam über Holstes Neffen Peter Lambeck (kaiserlicher Hofbibliothekar von 1663-1680) in die Bibliothek. Nicht alle Blätter sind beschrieben worden, viele von ihnen blieben frei, sei es als »Pufferblätter für allfällige Nachträge im Umfeld von Personenkreisen« oder aus der Absicht heraus »Distanz« schaffen zu wollen, wie es Christian Gastgeber und Claudia Sojer in ihrem Beitrag erläutern.¹⁶

Die im Stammbuch enthaltenen 60 Einträge stammen zum einen aus seinem direkten universitären Umfeld. So findet sich Johannes Meursius¹⁷ (1579-1639), Professor für Geschichte und Griechisch an der Universität in Leiden, ebenso darin, wie auch der Historiker Philipp Clüver (1580-1622)¹⁸, den Holste auf seiner Italienreise begleitete. Zahlreiche Einträge scheinen anlassbezogen vor Reisen erfolgt zu sein;¹⁹ sei es um die Eintragungen als Erinnerungen an geschätzte Personen mitnehmen zu können, sei es vielleicht auch, dass man an den bereisten Orten Eintragungen als Empfehlungsschreiben vorzeigen konnte. Zum anderen brachte er aber auch von seinen Reisen neue Stammbuchinschriften mit. Die Einträge von Johann Guler von Weineck²⁰ oder von Kaspar Schoppe²¹, stammten vermutlich von seiner Italienreise 1618. Bei beiden Eintragungen handelt es sich um vormals lose Blätter, die nachträglich in das Stammbuch eingeklebt wurden. Weitere Einträge stammen von seiner Reise nach England und Frankreich. So beispielsweise die Eintragungen der beiden Bibliothekare der *Bodleian Library* in Oxford: Thomas James (*first librarian*)²² und John Rouse²³ (*second librarian*) [Abb. 6]. Buchschmuck, wie beispielsweise Wappenabbildungen und Zeichnungen, sind in diesem Stammbuch kaum vertreten, dafür finden sich aber mehrere Notenbeispiele²⁴ und ein Zahlenrätsel²⁵ des Heino Lambecks, Holstes Schwager [Abb. 7].

*Stammbuch des Laurentius von Lauriga von Loberau*²⁶

Das Stammbuch von Laurentius von Lauriga von Loberau, ist in der Zeit zwischen 1603 und 1679 mit zahlreichen Eintragungen in Deutsch und Latein versehen worden. Es schließt auch das ältere Album von Johann Joachim Feyertager zu Haitzendorf ein. Lauriga von Loberau war *Roemisch-Kayserlicher Hoffdiener und Eisenbeschreyber* in Leoben [Abb. 8].²⁷ Das Stammbuch besteht aus 229 Blatt und umfasst 140 Einträge, darunter sind viele der berühmtesten und einflussreichsten österreichischen Adelsgeschlechter der Zeit: Colloredo, Dietrichstein, Herberstein, Windischgraetz und

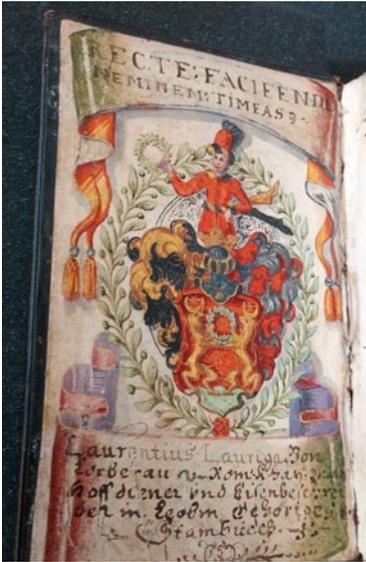


Abb. 8: Besitzvermerk durch Laurentius von Lauriga von Lorberau (Cod. Ser. n. 18954, vorderer Spiegel)



Abb. 9: Der Astronomus, handkolorierter Kupferstich (Cod. Ser. n. 18954, fol. 129a)



Abb. 10: Umzug eines osmanischen Prinzen (Cod. Ser. n. 18954, fol. 26v/27r)

Abb. 11: Eintrag
des Rektors Peter
Lauremberg
(Cod. 9711, fol. 47r)

Ceolo Mesa beat.

Viro eruditissimo,
In. Martino Neselio, Poeta Laureato
Celsario, memoriae & benevol: ergo scrib.

Rostock

1635. C. xxxvi.
Mense Junii.

Petr. Lauremberg Rector
S. Med. D. Prof. ac
Acad: patria. Rector
p. t.

Maiore minora — trahuntur.

Quò magis ethereas cre- scendo surgit ad arces,
Quae viret eternis arbor opaca comis:
Hoc magis è limo secum fruticantia tesqua
Si modo sint firmo foedere iuncta, trahit.
O utinam totum ramos diffundat in Orbem,
Aetheris ast eius side ra tangat apex.

Humanissimo Traxtanuiff: iuxta ac litera-
ture cultioris ornamentis politissimo Studi-
oso Dni: Martino Neselio Monacho de Weis-
kirch, Poetae Laureato C. amico singulari
sibi colendo, in perpetuam eamq; honestam no-
minis sui recordationem, ut et amoris sinceri
significationem L. m. q. s. affijit Rostochij, Ao
1635. 11. Augusti Stylo veteri.

Petr. Mederus Saxo-
Traxylunus p. t. ibidè
studior: gratia degens.

Abb. 12: Eintrag des Studenten Petrus Mederus (Cod. 9711, fol. 183r)

Harrach, um nur einige wenige zu nennen. Das besondere sind bei diesem Stammbuch aber die vielen und qualitativ hochwertigen Illustrationen: fünf ganzseitige Zeichnungen, ca. 100 Wappendarstellungen, ca. 40 Abbildungen von Kostümen bzw. Trachten und 59 Kupferstiche des Totentanz, die von Eberhard Kieser nach Vorbildern von Hans Holbein gestochen wurden [Abb.9].

Die meisten Einträge des Stammbuchs werden von farbigen Wapenabbildungen begleitet. Viele der Eintragungen stammen von Freunden Lauriga von Loberaus aus der Zeit der Türkenkriege und spiegeln seinen Aufenthalt von 1624 bis 1631 in Konstantinopel wieder. Aus dieser Zeit stammen zweifelsfrei auch die Kostümstudien und Darstellungen verschiedener Berufe. Beeindruckend ist die Vielfalt der ganzseitigen Abbildungen, beispielsweise ein Straßenkampf bei Nacht, mythologischer Szenen wie z.B. die Sage von Pyramus und Thisbe, oder eine doppelseitige Illustration, die einen Umzug eines osmanischen Prinzen mit seinem Gefolge zeigt [Abb. 10].

*Stammbuch des Martin Nessel*²⁸

Das Stammbuch von Martin Nessel, der aus Weißkirchen in Mähren stammte und Vater des späteren Hofbibliothekars Daniel Nessel war, umfasst Einträge aus den Jahren 1634 bis 1643. Sein Studium in Wittenberg (seit 1629) musste er wohl wegen finanzieller Schwierigkeiten 1631 abbrechen. Nach einer dreijährigen Tätigkeit als Konrektor im Gymnasium von Schemnitz, nahm er 1634 sein Studium wieder auf, nun aber an der Universität in Rostock. Doch bereits zwei Jahre später brach er dieses wieder ab, um abermals in Gymnasien in Uelzen, Minden (1641-1644) und Aurich (1646-1655) tätig zu sein. Von 1655 bis 1666 stand er der Domschule in Bremen als Rektor vor. Ein Jahr später ist seine Anwesenheit in Wien belegt, 1673 verstarb er in Wien oder auch in Brünn.²⁹ Die Eintragungen in seinem Stammbuch beziehen sich auf seine Studienzeit in Rostock und stammen von Kommilitonen und Professoren, unter anderem von Peter Lauremberg [Abb. 11], dem Rektor der Universität in Rostock, und dem Studenten Petrus Mederus [Abb. 12], der dort neben seiner Doktorwürde auch den Dichterkrantz als kaiserlich gekrönter Dichter erhielt.³⁰ Ausgeschmückt wurde das Stammbuch mit Federzeichnungen, farbigen Bildern und Musiknoten.³¹

Die hier gezeigte Auswahl kann – bedingt durch die vorgegebenen Grenzen – nur eine subjektive sein. Die vielen weiteren Stammbücher der Sammlung von Handschriften und alten Drucken, nicht nur aus dem 16. und 17. Jahrhundert, harren weiterhin einer genaueren Untersuchung und Darstellung. Eine detaillierte Aufarbeitung (Katalogisierung) der Stammbücher – beispielsweise im Rahmen eines Projekts – wäre durchaus denkbar und wünschenswert.

¹ ÖNB, Cod. Ser. n. 13996.

² J. Camerarius, *De Philippi Melancthonis Ortv, Totivs Vitae Cvrricvillo Et Morte* [...]. Leipzig o.J., 63. Zitiert nach W. Schnabel, *Das Stammbuch. Konstitution und Geschichte einer textsortenbezogenen Sammelform bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts*. Tübingen 2003, 244.

³ Schnabel, *Stammbuch*, 244.

⁴ Die Texte der einzelnen Einträge finden sich bei: G. Loesche, Ein angebliches Stammbuch Luthers in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 23(1902), 269-278.

⁵ Hierbei handelt es sich um das Porträt Martin Luthers von unbekannter Hand.

⁶ Die Einzelblätter 11r-11v und 12r-12v wurden in falscher Reihenfolge eingebunden. Die korrekte Abfolge wäre: 12v, 12r, 11v, was zur Folge hat, dass Nigers Eintrag auf Eberus folgt und nicht umgekehrt.

⁷ Auf fol. 16r (kleiner Zettel) befindet sich das Ende des Texts und die Unterschrift von Winsemius, auf fol. 17r der Anfang des Text.

⁸ Bei Blatt 18 handelt es sich wohl um einen ausgelösten Spiegel in einer Handschrift oder einem Druck.

⁹ Dieser Eintrag wurde mit einem ML-Monogramm unterzeichnet. Es handelt

sich aber nicht um eine eigenhändige Eintragung Luthers, sondern stammt von einer fremden, noch unbekanntem Hand.

¹⁰ Auch bei diesem Blatt handelt es sich wieder um ein aus einem Einbandspiegel ausgelöstes Blatt.

¹¹ Neben kürzeren Erwähnungen in Ausstellungskatalogen, die hauptsächlich das darin enthaltene Luther-Porträt behandeln und welche über unsere Literaturdatenbank »Literatur zu Handschriften« (<http://www.onb.ac.at/sammlungen/handschrift/bibliographie.htm>) eingesehen werden können, gibt es lediglich den bereits oben zitierten Aufsatz, der sich mit dem gesamten Objekt auseinandersetzt: Loesche, *Stammbuch*, 269-278.

¹² ÖNB, Cod. 12871.

¹³ Weitere Beispiele für Stammbücher von Studenten bietet folgender Aufsatz von O. Mazal, *Stammbücher von Studenten aus dem Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek*, in: Arbeitsgemeinschaft Hohe Schulen [Hrsg.], *Österreichische Hochschulkunde*. Wien 1965, 59-68.

¹⁴ ÖNB, Cod. 9660.

¹⁵ Holste signierte es auf fol. IIIr (neue Foliierung) mit 1. April 1618.

¹⁶ C. Sojer; C. Gastgeber, *Das Stammbuch des Lukas Holste (1616-1623)*. Bericht aus dem Forschungsprojekt Peter Lambeck. *Biblos* 62/1

(2013), 33-53, hier 36.

¹⁷ Johannes van Meurs, ÖNB, Cod. 9660, fol. 65r/116r. Da dieses Stammbuch eine alte und eine neue Zählung aufweist, werden beide genannt (alte Zählung/neue Zählung).

¹⁸ ÖNB, Cod. 9660, fol. 50r/101r.

¹⁹ ÖNB, Cod. 9660, fol. 58v-59r/fol.109v-fol. 110r oder fol. 49r/100r.

²⁰ ÖNB, Cod. 9660, fol. 1r/52r.

²¹ ÖNB, Cod. 9660, fol. 85r/136r.

²² ÖNB, Cod. 9660, fol. 104r/155r.

²³ ÖNB, Cod. 9660, fol. 126r/177r.

²⁴ Beispielsweise: ÖNB, Cod. 9660, fol. 174r/225r.

²⁵ ÖNB, Cod. 9660, fol. 172r/223r.

²⁶ ÖNB, Cod. Ser. n. 18954.

²⁷ ÖNB, Cod. Ser. n. 18954, Eintrag im Spiegel des Vorderdeckels.

²⁸ ÖNB, Cod. 9711.

²⁹ Eine ausführliche Biografie, auf der auch diese Zusammenfassung basiert, findet sich unter: http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/BLO/Nessel.pdf [19.06.2015].

³⁰ <http://www.deutschebiographie.de/sfz59733.html> [19.06.15].

³¹ http://www.ostfriesischelandschaft.de/fileadmin/user_upload/BIBLIOTHEK/BLO/Nessel.pdf [19.06.2015].

*Musterbriefe aus deutschsprachigen Briefstellern
des 17. und 18. Jahrhunderts.
Mit einer kurzen Entwicklungsgeschichte*

*»Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man
bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten,
durch seine Briefe einen Eckel zu erwecken.«¹*

Die Geschichte der Brieflehre hat eine lange Tradition. Bereits das Altertum² verwendete Briefmuster, ab dem 11. Jahrhundert finden sich erstmals umfangreichere lateinische Zusammenstellungen von Brief- und Urkundenmustern (»formulae«), die im 12. Jahrhundert durch einen theoretischen Teil ergänzt und ab dem 14. Jahrhundert zunehmend eingedeutscht werden.³ Ab dem 15. Jahrhundert erscheinen regelmäßig deutschsprachige Musterbücher mit Anweisungen zur Erstellung von Briefen, Verträgen u.ä. Durch die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern und die zunehmende Verschriftlichung der Verwaltung kommt der geschriebenen deutschen Sprache auch in diesem Kontext eine immer größere Bedeutung zu. Mit dem wachsenden Bedarf für die Praxis der Schreiber, Notare und Sekretäre in den städtischen und höfischen Kanzleien nehmen die Publikationen mit Musterbriefen und -verträgen rapide zu.

Der Begriff »Briefsteller«, ein aus der heute nicht mehr gebräuchlichen Wendung »Briefe stellen« entstandener Begriff, begann sich im deutschsprachigen Raum als Bezeichnung für die Gattung der Brieflehr- und -musterbücher Ende des 17. Jahrhunderts durchzusetzen. 1692 verwendete der deutsche Jurist, Rhetorikprofessor und Schriftsteller August Bohse (1661-1740) diesen Terminus erstmals in seinem Buch *Der allzeitfertige Briefsteller*⁴ als Bezeichnung für ein Briefmuster und Brieflehrbuch und löste damit gängige Bezeichnungen wie »Formulari«, »Formularbuch« oder »Kanzleibüchlein« ab. Bis dahin bezog sich der Ausdruck »Briefsteller« im Allgemeinen auf die Person des (professionellen) Briefschreibers.⁵

Bis ins 17. Jahrhundert geht aus den deutschsprachigen Briefstellern deutlich hervor, dass unter dem Begriff »Brief« zunächst einmal alle Schriftstücke, die in den Kanzleien zirkulierten, subsumiert wurden. Somit lässt sich der Brief bis dahin nicht eindeutig von anderen Formen des Schriftverkehrs trennen. Erst im 17. Jahrhundert kristallisiert sich der Brief im deutschsprachigen Raum in seiner heutigen Bedeutung als Geschäfts- bzw. Privatbrief heraus. Vorlagen für Verträge, Urkunden etc. verschwinden gänzlich aus den Briefstellern oder werden zumindest getrennt von den Briefvorlagen geführt. Das juristisch-notarielle Moment tritt zugunsten des sprachlich-stilistischen zurück. Im 18. Jahrhundert weitet sich der Briefverkehr auf breitere Kreise der Ober- und Mittelschicht aus und übernimmt als Kommunikationsmittel verstärkt auch die Funktion des Austausches von privaten Informationen und/oder der Unterhaltung der jeweiligen Leserschaft.

Die soziale Dimension des Briefes gewinnt an zentraler Bedeutung - über geographische, soziale und andere Grenzen hinweg soll das freundschaftliche Gespräch fortgeführt werden können und so zur Festigung der Freundschaft dienen.⁶

Neben dem Schreiben von Briefen erfreut sich nun auch das Vorlesen im Freundeskreis zunehmend größerer Beliebtheit. Die laute Brieflektüre in den Freundeskreisen dient nicht nur der Unterhaltung, sondern eben auch der Vertiefung des Zugehörigkeitsgefühls der Freunde.

Einhergehend auch mit dieser Entwicklung verändern sich der Schreibstil und dementsprechend die Merkmale der Anleitungen zum (richtigen) Briefschreiben. Briefsteller ermutigen zu mehr Natürlichkeit und fordern u.a. mit dem deutschen Germanisten Johann Christoph Adelung⁷ die »Lebhaftigkeit des Styles«⁸. Erste Vorbilder für diese Entwicklung zu mehr Gefühl und weg von dem formalhaften, trockenen und teils überladenen Kanzleistil kamen vor allem aus Frankreich. Federführend war u.a. die französische Adelige Mme Sévigné⁹, die insbesondere in den Briefen an ihre Tochter aber auch an andere Adressatinnen und Adressaten einen Stil im Sinne der scheinbaren größtmöglichen Leichtigkeit, Natürlichkeit und Spontaneität kunstvoll einsetzte. Trotz des Aufwandes an Zeit und Überlegung, den sie in die Briefe investierte, dachte sie selber offensichtlich nie daran, eine von ihr besorgte oder auch nur lizenzierte Sammlung drucken zu lassen. Erste Briefsammlungen erschienen erst nach ihrem Tod und erfreuen sich bis heute großer Beliebtheit. Insbesondere diese Orientierung an Frankreich und der galanten Sprache des Hofes bewirken eine Wendung hin zu mehr Natürlichkeit im Schreibstil der Briefe. Eine genaue Definition des galanten Gesellschaftsideals ist schwierig, ganz allgemein formuliert Tanja Reinlein in ihrem Buch *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit*: »Der kleinste gemeinsame Nenner ist dabei, daß es sich um ein an Frankreich orientiertes Bildungsideal und Lebensprogramm handelt.«¹⁰

Der deutsche Jurist und Philosoph Christian Thomasius (1655-1728), ein Wegbereiter der Frühaufklärung in Deutschland, bietet eine zeitgenössische und damit unmittelbare Wahrnehmung bzw. Zuordnung:

»Aber a propos was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürffte uns in Warheit mehr zuthun machen als alles vorige, zumahl da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbraucht worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bäncken, von Feder und Dinten, und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Aeppfel und Birn zum öfftern gesagt wird. So scheineth auch, als wenn die Frantzosen selbst nicht einig wären, worinn eigentlich die wahrhaftige Galanterie bestehe. Mademoiselle Scudery beschreibet dieselbe [...] als wenn es eine verborgne natürliche Eigenschafft wäre, durch welche man gleichsam wider Willen gezwungen würde einem Menschen günstig und gewogen zu seyn, bey welcher Beschaffenheit denn die Galanterie und das je ne Sçayquoy [...] einerley wären. Ich aber halte meines Bedünckens davor, daß [...] es etwas gemischtes sey, so aus dem je ne Sçay quoy, aus der guten Art, etwas zu thun, aus der Manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, auß Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten Judicio, Hoflichkeit, und Freudigkeit zusammen gesetzt werde und dem aller Zwang, Affection und unanständige Plumpeit zuwider sey.«¹¹

Das Wesentliche ist also nach Thomasius das »gewisse Etwas«, das »Je ne sais quoy« (*je ne Sçay quoy*), wörtlich: ich weiß nicht was), das einen

Menschen oder eine Sache anziehend macht(e), eine Mischung aus Verstand, Gelehrsamkeit, Urteilsvermögen, Höflichkeit und Freudigkeit im Umgang miteinander.

Mit der zunehmenden Begeisterung und Liebe für das Briefeschreiben – von Zeitgenossen durchaus auch kritisch betrachteten – »Briefleidenschaft« bzw. »Briefschreibesucht«¹² vervielfachten sich im 18. Jahrhundert die Briefsteller und publizierten Briefsammlungen als Anleitung und Anregung zum (richtigen) Briefschreiben. Demgemäß wird dieses Jahrhundert auch als das Jahrhundert der Briefe bezeichnet.

Der wohl einflussreichste und populärste Vertreter der Entwicklung im deutschsprachigen Sprachraum zu mehr Natürlichkeit und Lebhaftigkeit im Schreibstil war der zu seiner Zeit wahrscheinlich meistgelesene deutsche Dichter Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769). Seine *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*, erstmals 1751 erschienen, markieren einen Wendepunkt in der Geschichte der praktischen Brieflehre. Er bietet darin Modelle, Empfehlungen und Erläuterungen zu mehr briefstellerischer Natürlichkeit, einem freieren, individuelleren aber auch einfacheren und klareren Schreibstil und übt heftige Kritik an allzu starren Regeln. Gellert wendet sich gegen die Regelbriefsteller, da diese »gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln enttrinnen können«¹³ auftreten. Damit wird einer seiner – berechtigten – zentralen Kritikpunkte deutlich, nämlich dass – gemäß der Intention der Autoren der Briefsteller – nur das mitgeteilt werden kann, wofür sich eben auch ein entsprechendes Muster, ein entsprechender Inhalt in den Mustersammlungen findet. Gellert kritisiert auch Autoren anhand konkreter Beispiele wie den aus Schlesien stammenden Dichter Benjamin Neukirch (1665-1729), der in seiner Anlehnung an die Modeerscheinungen der Galanterie, nicht nur mehr Lebhaftigkeit im Schreibstil sondern auch eine starke Tendenz zu Ironie und Koketterie aufweist. So schreibt Gellert: »Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Menschen zum Unglücke immer als Muster guter Briefe, angepriesen hat.«¹⁴ Gellert wendet sich insbesondere gegen die »unnatürliche Schreibart«, da diese seinem Ideal eines einfachen und leichten Stils entgegensteht: »Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondere in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entstehet aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken; und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks.«¹⁵

Somit markiert der Höhepunkt gewissermaßen gleichzeitig auch bereits das Ende der Publikationen zur praktischen Brieflehre. Mit der Entwicklung hin zu einem individuelleren, persönlicheren und daher weniger an Konventionen gebundenen Stil geht die Bedeutung und Sinnhaftigkeit von Briefstellern insbesondere im privaten Bereich zurück. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass das Genre Mitte des 18. Jahrhunderts wieder aus der Mode geriet. Anleitungen zu Briefen und den nötigen Formalien mussten und müssen dessen ungeachtet nach wie vor gegeben werden und finden sich daher bis heute in diversen Ratgebern.

»Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn.«¹⁶

Musterbriefe – Beispiele

»Der Nutzen, welchen die Briefe den Menschen leisten, ist von großer Wichtigkeit. So viel Vortheile aus der Mittheilung der Gedanken fließen: so viel gutes kann man auch durch Briefe erlangen. Sie haben einen großen Einfluß in das gesellschaftliche Leben, und sie geben das bequemste Mittel, solches auch mit den entferntesten Personen zu unterhalten.«¹⁷

Ein sehr erfolgreiches Beispiel für einen deutschsprachigen Briefsteller des ausgehenden 17. Jahrhunderts, der allerdings noch im Zeichen des Kanzleistils und der durch den gesellschaftlichen Rang der Adressaten und Absender festgelegten Konventionen steht, ist die *Teutsche Secretariat-Kunst* (1673 erstmals erschienen, hier 1705) des deutschen Schriftstellers und Sprachwissenschaftlers Caspar von Stieler (1632-1707), selbst mehrere Jahre als Sekretär tätig, wie – nicht weiter verwunderlich – viele der Verfasser von Briefstellern. Allein bis 1726 wurde das Werk viermal aufgelegt und lieferte dadurch zwei Generationen die Normen des Briefschreibens. Im ersten Kapitel des dritten Teils »Von der allgemeinen Einteilung der Briefe« erläutert Stieler die Haupt-Charakteristika eines »Freundschaftsschreibens«:

»Dannenhero wir ... alle und jede Briefe in zweyerlei Geschlechter sondern, und sie, entweder (.) Geschäfte- und Freundsschaftschreiben nennen. ... Die Freundsschaftschreiben sind, um Erhaltung guten Vertrauens, Wolwollens und Fortsetzung der Bekantschaft willen, eingeführet ... Oft begiebt sich, daß solche Schreiben einen guten Weg zur Erlangung der Gewogenheit, Hülfe, Beystandes, Beförderung, Ehre und Reichthums bahnen ... An der gleichen Aufwartungsstelle treten diese Freundsschaftsschreiben, da man bey allerhand Gelegenheiten, so die Zufälle dieses Lebens darbieten, den guten Willen an sich ziehet, nehret und erhält. Bald erlanget einer einen Ehrenstand, er verreiset, kömt wieder, er kranket, geneset, heurahtet, wird eines Kindes Vater, oder verlieret dasselbe durch den Tod etc. da bezeuget man seine Freude und Betrübnis, durch Glückwunsch und Beyleyd, nach Beschaffenheit der Sache. ... Die Seele solcher Schreiben ist die Darlegung der Gewogenheit, und weil sie der Sachen ermangelt, so behilft sie sich mit schönen Worten und Redensarten, schmücket ihre Rede aus mit der kunst und Bluhmwerk, und bemühet sich auf daß euserste, durch Eröffnung der innerlichen Liebesregung, sich beglaubt zu machen.«¹⁹

Abb. 1: Caspar von Stieler: *Teutsche Secretariat-Kunst*. Bd. 1. Frankfurt: Hoffmann 1705
Signatur: 332177-D.Alt-Mag
Das Zweyte Kapitel. Von den Besuchungsschreiben. S. 265



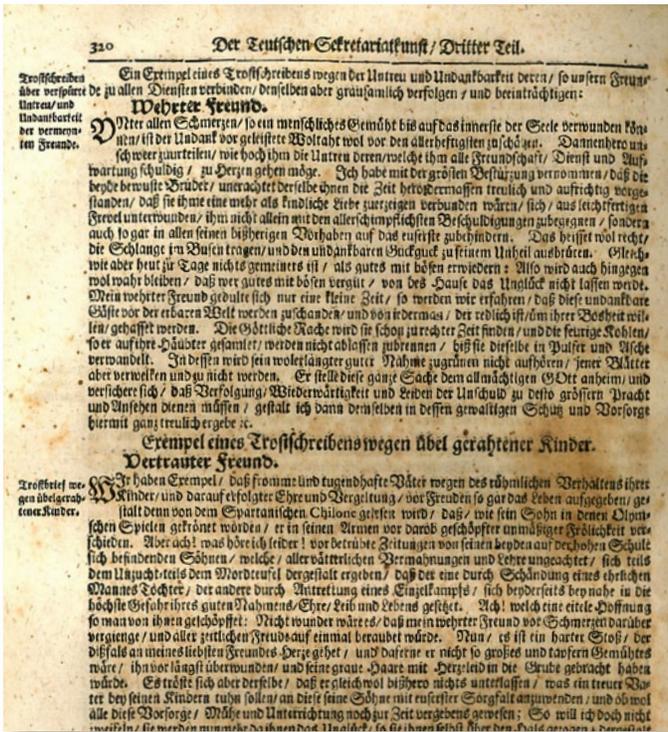


Abb. 2: Caspar von Stieler: *Teutsche Secretariat-Kunst*. Bd. 1. Frankfurt: Hoffmann 1705. Signatur: 332177-D.Alt-Mag. Das fünfte Kapitel. Von den Trostschriften. Exempel eines Trostschreibens wegen übel gerathener Kinder. Vertrauter Freund. S. 320

Viel benutzt wurde auch *Der Teutsche Secretarius* (1661) des deutschen Dichters Georg Philipp Harsdörffer (1607-1658). Das vorliegende Buch stammt aus der Bibliothek des deutschen Polyhistor, Rechtsgelehrten und Orientalisten Johann Christoph Wagenseil (1633-1705) und gelangte durch einen späteren Ankauf in die Österreichische Nationalbibliothek.¹⁹

Harsdörffer rückt den höfischen Sprachstil neben die in den Kanzleien übliche Rhetorik stärker ins Blickfeld, so heißt es im Zwischentitel zu den »höflichen Gruß- Freund- und Feindschafts-Brieflein«, dass diese »Nach heut zu Tag üblicher Hof-Art verabfast« sind.

Er definiert seine Stilprinzipien in der Kürze, der Klarheit, der Gebräuchlichkeit der Worte und tritt insbesondere für die Pflege der deutschen Muttersprache ein. Dazu schreibt er in seinem Abschlussgedicht zur Vorrede in der Ausgabe des *Teutschen Secretarius* von 1661, welches dem »verständigen Leser« gewidmet ist: »Der liebt die teutsche Sprach und pflegt rein Teutsch zu schreiben.«²⁰

Die Brieflehre *Curiöse Gedancken von Deutschen Briefen, wie ein junger Mensch, sonderlich ein zukünftiger POLITICUS; die galante Welt wohl vergnügen soll* (1719) des deutschen Schriftstellers, Dramatikers und Pädagogen Christian Weise (1642-1708), der besonders für seine Schuldramen und satirischen Werke über soziale und politische Missstände seiner Zeit bekannt ist, zeigt bereits eine deutliche Abwendung vom starren Kanzleistil. Auch reformiert er den bis dahin üblichen fünfgliedrigen Aufbau der Briefe²¹ und entwickelt eine dreiteilige Struktur, die sogenannte »Chria« oder »Chrie«, die durch ein »Initial- und Final-Compliment« eingerahmt wird.

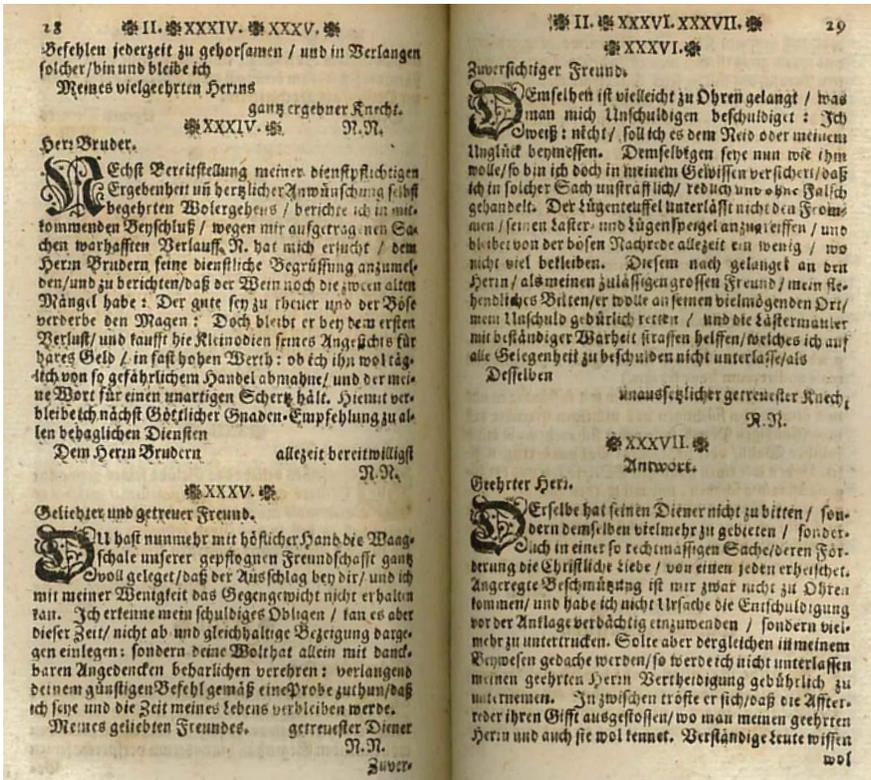


Abb. 3: Georg Philipp Harsdörffer: *Der Teutsche Secretarius*. Nürnberg: Endter 1661
 Signatur: 720714-A. Alt-Mag. Der ander Theil. bestehend In höfflichen Gruß- Freund-
 und Feindschaft-Brieflein. Nach heut zu Tag üblicher Hof-Art verabfast. S. 28-29

zu bezeichnen, und dergestalt das ganze Patrocinium in dero selbst-beliebliche Beförderung zu überlassen.

Final-Compliment. Ich zweifle nicht, die selbige Gürtigkeit, damit viele andere vor langen Zeiten her sind vergnüget worden werde mir auch zu einem sichern Trost gereichen. Gestalt ich den grossen GOTT im Himmel mit meinem unablässlichen Gebett ansehen werde, daß Er, Seiner Gnadenreichen Allmacht nach, meinen Patron noch ferner wolle capable machen, so wohl dem gemeinen Wesen, als auch den gesumten Studirenden, und hiermit der geliebten Posterität rühmlich vorzustehen. Und also werde ich mein ganzes Glück in dem beruhigen lassen, daß ich heisse

Meines Patrons

Zu allen Diensten ergebenster

XVI. Eben so lässet sich ein Trost-Schreiben disponiren.

Mein Herr,

Initial-Compliment. Ob ich zwar bey mir anstehen solte, Denfelbigen mit meinem Schreiben zu verunruhigen: so wird doch unsere bisherige Freundschaft an statt einer Entschuldigung dienen müssen, wenn ich mit gutem Gewissen allerdings nicht schreiben kan.

An-

Antecedens. Ich habe den unerbitterten Todes-Fall Seines geliebten Kindes mit sonderbarer Betrübniß erfahren, und zweifle nicht, diese unerbitterte Probe der Göttlichen Heimsuchung werde seinem Herzen mit vielfältigen Kummer zugesetzt haben.

Connexio. Inmittlest da Er sich, als ein gläubiger Christ, der Göttlichen Direction längst ergeben hat; auch in diesem Stücke nicht anders denken kan, als daß der verborgene GOTT, nach seiner unerforschlichen Weisheit, so wol des seligen Kindes, als auch der geliebtesten Eltern Bestes hierunter gesucht hat.

Consequens. So trag ich keinen Zweifel, er werde solches alles bey sich erwegen, und ich der Herzbrechenden Traurigkeit mit solchem Troste recht Christlich begeben.

Final-Compliment. Gestalt mein Wunsch zu GOTT ergethet, daß Er mit seinem Freuden-Geist diese und andere Gedanken kräftig machen, auch nach seinem allein weisen Besfallen dieses alte Betrübniß mit neuen Troste verflüssen und ersetzen wolle: damit ich also die gegenwärtige Condolenz in eine Gratulation verwandeln möge, als

Meines Herrn

Dienstergebenster.

Ich

Abb.4: Christian Weise: *Christian Weisens curiose Gedanken von Deutschen Briefen.*

Leipzig [u.a.]: Mieth 1719. Signatur: BE.12.S.9.Alt-Prunk

Das II. Capitel. Wie man das Fundament besser suchen soll. XVI. Eben so lässet sich ein Trost-Schreiben disponiren. S. 44-45



Abb. 5: Benjamin Neukirch: *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Leipzig: Fritsch 1721. Signatur: 659569-B.Alt-Mag. Frontispiz und Titelblatt

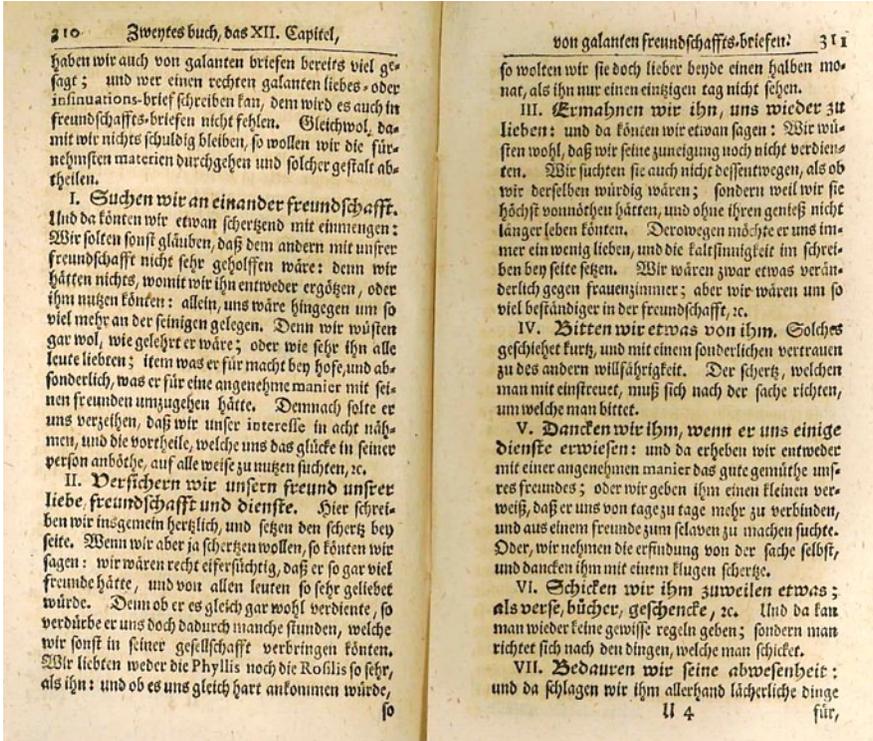


Abb. 6: Benjamin Neukirch: *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Leipzig: Fritsch 1721. Signatur: 659569-B.Alt-Mag. Das XII: Capitel. Von galanten freundschaftsbriefen. S. 210-211

Die »Chrie« setzt sich aus den zwei Hauptteilen, dem »Antecedens« und dem »Consequens«, zusammen, die durch die »Connexio« verknüpft waren. Im »Antecedens« soll der Briefeschreiber die Gründe seines Schreibens nennen, um dann im »Consequens« seine Erwartungshaltung zu formulieren.

Benjamin Neukirch formuliert in seiner »Anweisung zu Teutschen Briefen« (1721) deutlich seine Interpretation des galanten-höfischen Stils:

»Die höflichkeit ist dem menschen so nöthig, als wie das kleid am leibe. ... so lassen wir doch zuweilen unsren unverstand blicken. Denn wir schreiben und antworten ihm entweder gar nicht; oder wir schreiben ihm nicht, wenn er will; oder wir schreiben ihm endlich nicht, was wir sollten. Und durch solche nachlässigkeit zerfällt oft die gantze freundschaft: da wir hingegen durch eine geringe dienstfertigkeit, nicht allein unsern freund, sondern auch unsern ruhm erhalten. Zu der höflichkeit gehören die complimente. Zu den complimenten aber höfliche worte.«²²

Die Brieftheorien des deutschen Pädagogen und lutherischen Theologen Johann Christoph Stockhausen (1725-1784) *Grundsätze wohleingerichteter Briefe, nach den neuesten und bewährtesten Mustern der Teutschen und der Ausländer* (erstmalig 1751 erschienen, hier 1773) gehören mit den Schriften Gellerts zu den zentralen Publikationen, welche dem auch für die Privat-Korrespondenz bis dahin gültigen Maßstab des im Formelhaften erstarrten Kanzleistils die Prinzipien der Natürlichkeit entgegenstellen. So schreibt er in der Einleitung der Ausgabe seines Briefstellers von 1766:

»Wo würde das Freye, das Lebhaftige und Muntere bleiben, welches alles Kunstmäßige so ungern verträgt? Wo haben Cicero und Plinius, das schöne Paar von Briefstellern, eine Weisianische Chrie vor sich gehabt? Wo denken Frauenzimmer nach dieser Form, die doch oft so vortreflich schreiben?«²³

Stockhausen findet mit seinem Werk großer Anerkennung, Gellert nennt Stockhausen in seinem Brieflehrbuch ausdrücklich als positives Beispiel, der Schriftsteller Friedrich von Hagedorn (1708-1754) schreibt in einem Brief 1750: *»Mir gefallen seine Grundsätze wohleingerichteter Briefe, die ich zu lesen, angefangen, so sehr, daß ich wünschen möchte, ihn zu kennen.«²⁴*

Die Frage, ob es sich bei den Musterbriefen um reale oder fiktive Briefe handelt, bleibt in den meisten Briefstellern unbeantwortet. Stockhausen benennt häufig Absender bzw. Adressat, so findet sich auch der hier abgebildete Brief Christian Fürchtegott Gellerts an eine Freundin mit Nennung des Absenders Gellert in seiner Mustersammlung. Gellert äußert sich explizit in seinem Brieflehrbuch *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (erstmalig 1751 erschienen, hier 1765) dazu: *»Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen und ohn alle Absicht des Drucks, geschrieben zu sein.«²⁵*

Die Musterbriefe in Gellerts Sammlung gehen überwiegend auf Originalbriefe zurück, die allerdings für den Zweck des Briefstellers stilistisch und sprachlich überarbeitet und aus denen sämtliche persönliche Daten getilgt wurden.

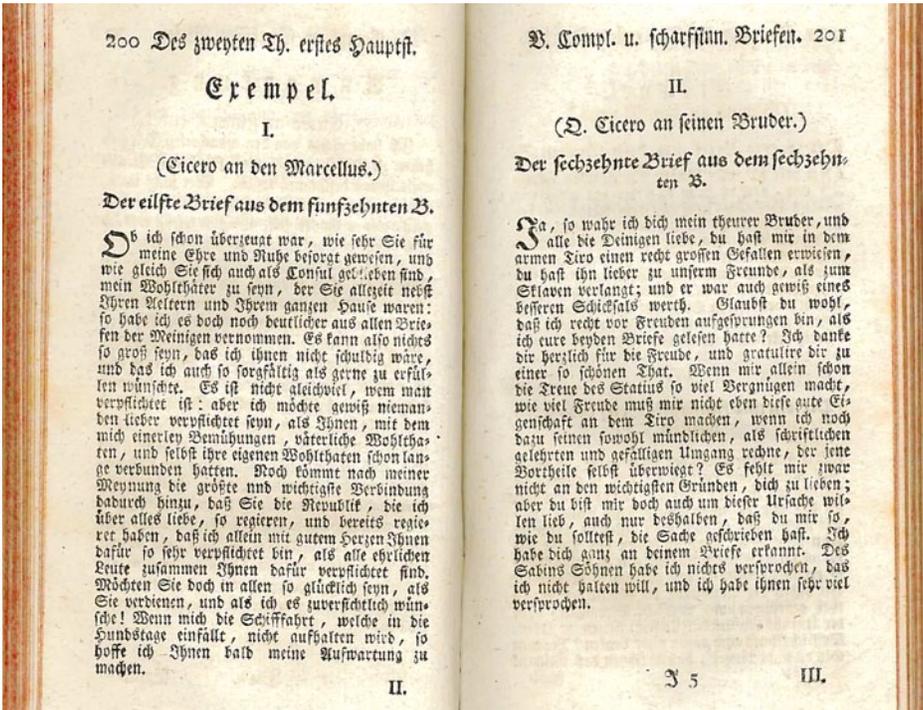


Abb. 7: Johann Christoph Stockhausen: *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*. Wien: Trattner 1773. Signatur: 305704-A.Alt-Mag
 Der zweyte Theil. Von den verschiedenen Arten der Briefe. Des zweyten Theils erstes Hauptstück. Von Complimentschreiben und scharfsinnigen Briefen. Exempel I. und Exempel II. S. 200-201

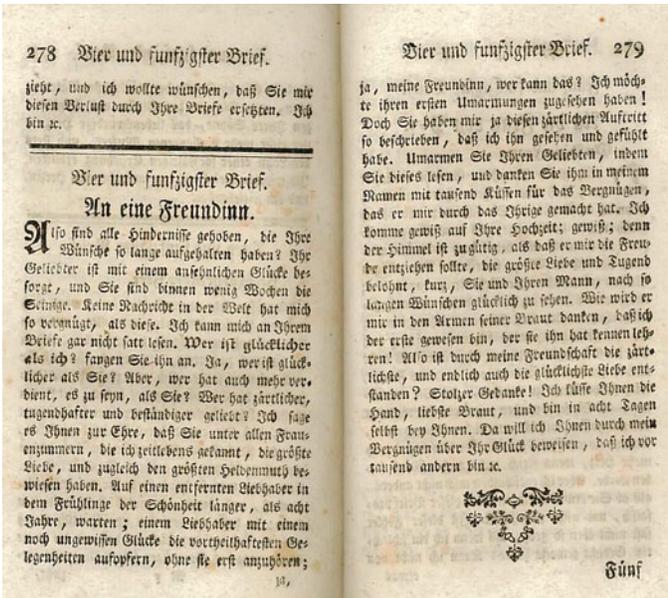


Abb. 8: Christian Fürchegott Gellert: *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765. Signatur: 303327-A.Alt-Mag. Briefe. Vier und funfzigster Brief. An eine Freundin. S. 278-279

1 C. F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765, 12

2 Es wird angenommen, dass bereits in der Antike häufiger Mustersammlungen angelegt wurden, von denen allerdings nur spärliche Reste erhalten blieben.

3 Die mittelalterlichen Muster- und Lehrbücher, für die sich der Begriff Formularbücher bzw. *Formulae* durchgesetzt hat, sind eng an antike Vorbilder gebunden. Als Vorlagen dienten neben Urkunden und den zahlreichen im Alltag eingesetzten Briefen privaten und/oder geschäftlichen Inhalts auch literarische Briefe, Briefsammlungen, meist nur scheinbar an einen Empfänger gerichtete Briefe philosophischen bzw. belehrenden Inhalts. Bedeutende Briefsammlungen haben u.a. Cicero, Plinius oder Seneca hinterlassen; die weiteste Verbreitung fanden Briefe des Neuen Testaments, die an Gemeinden oder Einzelpersonen gerichtet zu theologischen Fragen Stellung nehmen.

4 A. Bohse, *Der allzeitfertige Briefsteller*. Frankfurt [u.a.] 1692

5 C. Furger, *Briefsteller. Das Medium »Brief« im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2010, 38ff.

6 Die Versendung von Briefen setzt(e) ein funktionierendes Postwesen voraus. Vorläufer gab es bereits in altägyptischer Zeit, seit dem Mittelalter entwickelte sich ein ausgedehntes Botenwesen. In der Folgezeit übernahm die Familie Taxis (später Thurn und Taxis) die Trägerschaft des Nachrichtenwesens. Privatbriefe wurden allerdings erst ab ca. 1620 befördert. 1597 erklärte Kaiser Rudolf II. die Post zu einem kaiserlichen Regal. Die Familie Thurn und Taxis behielt bis zur Abdankung Kaiser Franz II. 1806 den Charakter der kaiserlichen Reichspost.

7 Johann Christoph Adelung (1732 -1806) ist vor allem bekannt für seine grammatischen und lexikographischen Schriften.

8 Vgl. J. C. Adelung, Ueber die Lebhaftigkeit des Styles. In: *Magazin für die deutsche Sprache*. 2. Bd. 2. Stück. Leipzig 1784, 65-95

9 Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné (1626-1696) war eine Angehörige des französischen Hochadels. Als Autorin wurde sie durch ihre Briefe bekannt und wird zum Kreis der Klassiker der französischen Literatur gerechnet

10 Tanja Reinlein formuliert in ihrem Buch *Der Brief als Medium der Empfindsamkeit* zusam-

menfassend: »Galant« als Bestimmungsmerkmal der Literatur zwischen 1675 und 1730 bezeichnet dabei je nach eine mehr oder weniger definitive Strömung innerhalb barocker oder aufklärerischer Standpunkt Literatur und die in ihr vermittelten Kulturmuster ... Der kleinste gemeinsame Nenner ist dabei, daß es sich um ein an Frankreich orientiertes »Bildungsideal und Lebensprogramm« handelt.«, 68

11 C. Thomasius, Deß Königl. Preussischen Herrn Geheimen Raths, Christiani Thomasi Judicium vom Gracian, auß seinen kleinen Schrifften gezogen. In: B. Gracián y Morales, *Homme de Cour, oder: kluger Hof- und Welt-Mann* [...] ins Teutsche übersetzt, von Selintes. Augsburg: Kühntz 1711, Bl. **4^r-5^r

12 M. Vogt, *Von Kunstworten und -werten. Die Entstehung der deutschen Kunstkritik in Periodika der Aufklärung*. Berlin [u.a.]: de Gruyter 2010 (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung ; 32), 239f

13 C.F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765, 63

14 C. F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765, 20f

¹⁵ C. F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765, 36

¹⁶ C. F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien: Trattner 1765, 59

¹⁷ B. Neukirch, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*. Wien: Trattner 1773, 15

¹⁸ C. v. Stieler, *Des Spatens Teutsche Sekretariat-Kunst*. Bd. 1. Frankfurt: Hoffmann 1705, 248-249

¹⁹ Zur Bibliothek von Johann Christoph Wagenseil lässt sich auf der Homepage der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg nachlesen: www.ub.uni-erlangen.de/historischer-bestand-digital/wagenseil.shtml

²⁰ G. P. Harsdörffer, *Der Teutsche Secretarius*. Nürnberg: Endter 1661, 22

²¹ Der Aufbau der Briefe basierte auf den fünf Teilen der mittelalterlichen »ars dictaminis«, nämlich: »salutatio« (Gruß), »exordium« (Eingang), »narratio« (Erzählung), »petitio« (Bitte) und »conclusio« (Schluss). Vgl. C. Furger, *Briefsteller*. Köln [u.a.] Böhlau, 149

²² B. Neukirch, *Anweisung zu Teutschen Briefen*. Leipzig: Fritsch 1721, 8

²³ J. C. Stockhausen, *Grundsätze wohleingerichteter Briefe*. Wien: Trattner 1766, 78-79

²⁴ S. Martus, *Friedrich von Hagedorn – Konstellationen der Aufklärung*. Berlin [u.a.] de Gruyter 1999 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte ; 15), 296

²⁵ C. F. Gellert, *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Wien. Trattner 1765, Vorrede Bl. 2'

Briefmuster und Empfehlungen für Kinder



Abb. 1: F. M. Vierthaler,
Der kleine Schreibe Schüler.
Salzburg 1799.
Signatur: 307670-A.
Alt-Mag.2. Titelblatt
(Kupferstich)

»Es ist sehr nützlich, und oft sogar nothwendig, dass man Briefe schreiben kann. Oft möchten wir gerne mit Abwesenden reden, und diess kann nicht anders, als durch Briefe geschehen. Wenn ich z.B. einmal meine Vaterstadt verlassen, und in ferne Orte und fremde Länder kommen werde: wie wohl wird es mir thun, wenn ich da, wenigstens schriftlich, mit meinen Eltern, meinen Freunden noch sprechen, ihnen danken, und sie um Rath und Hülfe bitten kann!«

Mit diesen Worten umreißt der Pädagoge Franz Michael Vierthaler für den »Kleinen Schreibe Schüler«, den Adressaten seines gleichnamigen Übungsbuches¹, Sinn und Zweck des Briefeschreibens in seiner Zeit, dem späten 18. Jahrhundert: Es ist die einzige Möglichkeit, bei räumlicher Trennung Beziehungen aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Ein Brief ist ein schriftliches Gespräch mit einem Abwesenden, als solches soll er empfunden und auch formuliert werden. Die richtigen Worte soll das Kind selbst finden – *»das muss dich dein eigenes Herz lehren«*. Bei Rechtschreibung, Ausdruck und schriftlicher Form sollte man aber keine Abstriche machen, *»denn beym Schreiben habe ich ja mehr Zeit, die Sache und die Worte zu überlegen, als beym Reden«*. Einige formale Ratschläge, auch zum Adressieren und Verschicken des Briefs², sowie zwei Musterbriefe (ein Vater an seinen Sohn, der Sohn an den Vater) runden dieses letzte Kapitel des *Schreibe Schülers* ab. Die Kürze des Kapitels *»Von Briefen«* erklärt sich wohl aus dem geringen Umfang des Buches, entspricht aber auch dem Gedanken des Autors: Wer richtig und deutlich schreiben kann und sich genug Zeit zum Überlegen nimmt, besitzt schon die wichtigsten Grundlagen für das Briefeschreiben.

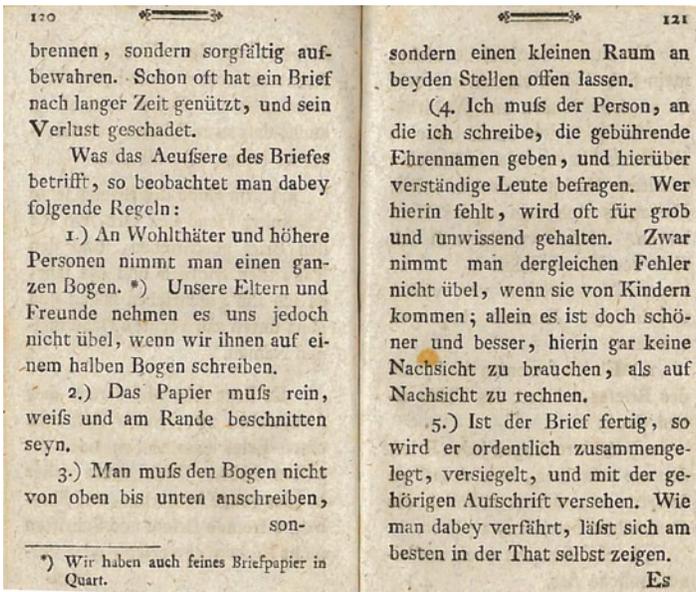


Abb.2 :Formale Regeln für das Briefeschreiben aus dem Kleinen Schreibschüler

Selbst Briefe zu bekommen, ist die größte Motivation für das eigene Briefeschreiben. Wie anregend es wirken kann, zeigt das fast zeitgleiche Beispiel der »kleinen Schreiberin« Julie³, die einen Brief ihres Vaters erhält und wünscht, sie könnte ihn beantworten. Sonst schreibt sie zwar gern, aber nicht systematisch – *»ich kritzle, kratzle nur etwas da untereinander, weiß selber nicht was«* –, jetzt aber zählt sie ihrer älteren Pflegeschwester Marie alles auf, was sie ihrem Vater gerne schreiben würde. Diese macht sich heimlich Notizen und liest Julie diesen »Brief« vor. Julie fängt Feuer, ergänzt das Schreiben nun selbständig und wird von Marie gelobt: *»Der Aufsatz könnte nicht besser seyn: Er ist natürlich, ungekünstelt, und eben deswegen gut.«* Die Rechtschreibfehler werden gemeinsam verbessert, das Ganze dann ins Reine geschrieben, aber das Wichtigste, die Zwiesprache mit dem Abwesenden, hat Julie ganz allein vollbracht.

Diese Selbstständigkeit konnte freilich nicht für jede Anforderung vorausgesetzt werden. In vielen Namenbüchlein und Fibern finden sich Vorlagen für private wie für formelle Briefe. »Gratulationsbüchlein« fassen Beispiele für alles zusammen, was ein Kind an sprachlichen Leistungen im Familien- und Freundeskreis erbringen konnte und sollte. Das waren zum einen solche für den mündlichen Vortrag, etwa Gedichte für besondere Anlässe wie Feiertage, Geburts- und Namenstage, kleine Ansprachen oder auch Spielszenen für mehrere Kinder; diese sollten aber nicht nur reproduziert werden, sondern im Idealfall als Vorlage oder, höher gegriffen, als Inspiration für eigene »Sprachgeschenke«⁴ dienen. Zum anderen finden sich darin Briefmuster für verschiedene Zwecke, gerichtet an verschiedene Adressaten; nur selten folgen sie dem immer wieder hervorgehobenen Ideal der Natürlichkeit – *»natürlich, ungekünstelt, und eben deswegen gut«* –, die ja nur bei ganz eigenständigem Schreiben erreicht werden kann.



Abb. 3: Abwechslung im Alltag: »Der Briefträger kommt!«
 J. Glatz, *Das grüne Buch*.
 Wien o.J. (1820).
 Signatur 307655-B.Alt-Mag

»Verehrteste Frau Großmama!

Wenn Sie Fritzchens Herz kennen, und das kennen Sie gewiß; so wissen Sie schon alles, was er Ihnen zum neuen Jahre wünschet.

Der liebe Gott lasse Sie noch viele solche Jahreswechsel zu meinem Troste in bestem Wohlseyn erleben, um welches ich ihn täglich bitten werde. Schenken Sie mir auch in Zukunft Ihre Liebe und Gewogenheit, welche zu verdienen sich aufs neue [sic] bestreben wird

Ihr gehorsamster Enkel, Fritz.«

So wenig der Neujahrsbrief des fiktiven Knaben Fritz jene naive Frische signalisiert, die man heute von einem Kind im Volksschulalter erwartet, ist er doch der sympathischste unter den »Wünschen kindlicher Liebe« in einem gleichnamigen Gratulationsbüchlein des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Die angesprochene Großmama hätte dem Kind zugutehalten können, dass es zwar auf einige übliche und nicht eben originelle Wendungen zurückgegriffen, diese aber zu einem halbwegs kindlich-persönlichen kleinen Brief zusammengestellt habe.

Dieses Gratulationsbüchlein (der volle Titel lautet *Dankbare Empfindungen oder Wünsche kindlicher Liebe*)⁶ wurde um 1797 in Steyr gedruckt und ist somit geographisch wie auch zeitlich in nächster Nähe zum Kleinen Schreischüler und der Geschichte der schreibfreudigen Julie angesiedelt. Die übrigen darin enthaltenen Musterbriefe folgen noch weniger als der

von Fritz dem Ideal der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit. Allerdings gelten für Glückwunschbriefe immer anderen Regeln als für private, nicht anlassgebundene Nachrichten aus der Ferne. Gerade die traditionellen Neujahrsglückwünsche, die von Kindern wie auch von Erwachsenen an Freunde, Verwandte und Bekannte gingen, durften formell ausfallen. Formalismen konnten hier vom Empfänger als Verstehen und Befolgen gesellschaftlicher Regeln durch das Kind und damit als erfreulicher erzieherischer Erfolg verstanden werden. So wird die Mutter dieses jungen, diesmal realen Schreibers den Glückwunsch zu ihrem Namenstag sicher freundlich aufgenommen haben, obwohl –

»Liebste Mutter!

*Ihr heutiger Namenstag erineret mich an alle die Pflichten, die ich gegen eine gute Mutter habe, und ich fühle bei dieser Erinnerung den stärksten Trieb, die Pflichten zu erfüllen In meinem Alter bin ich beynahe ganz außer Stande, etwas mehr zu ihren Glücke beyzutragen, als durch Wüntsche ...«
(Orthographie folgt dem Original)*

Hat der zehnjährige Nikolaus Lenau nur die einleitende Floskel einem Musterbrief entnommen, ist die Idee des zweiten Satzes schon eine eigenständige. Hat das sprachbegabte Kind, auf früher gelesene Wendungen zurückgreifend, sie selbst formuliert? Ganz und gar nicht. Vielmehr bediente sich Nikolaus genau jener *Wünsche kindlicher Liebe*, aus denen auch das erste Briefzitat oben stammt, und kopierte fast wörtlich den Geburtstagsglückwunsch »Leopold an seine Mutter«⁷. Sein Beitrag: das Ersetzen von »Geburtstag« durch »Namenstag«, mehrere Abschreib- oder (falls nach Diktat geschrieben) Rechtschreibfehler sowie der Wunsch, Gott möge der Mutter nicht nur die zeitliche, sondern auch die ewige Glückseligkeit zuteilwerden lassen. Die weniger wahrscheinliche Version für diese Koinzidenz wäre ein Stille-Post-Effekt, falls der junge Lenau einen anderen, dieser Vorlage folgenden Brief kopiert hätte

Weitere Beispiele aus den Wünschen kindlicher Liebe zeigen jene Fülle allzu überschwänglicher Phrasen, die von aufgeklärten Pädagogen und Sprachkritikern (nicht nur in Kinderbriefen) angeprangert wurden. »O, Vorsehung! kröne doch seine Tage! Ich flehe dich täglich darum an«, heißt es in Johanns Geburtstagsglückwunsch an den Vater. »Verehrungswürdige! ich will sagen: bey dem helleren Scheine der Vernunft sah ich deutlich ein, daß alle Augenblicke meines bisherigen Lebens mütterliche Wohlthaten waren«, schreibt Theresese im Neujahrsbrief an die Mutter. Solche Wendungen widersprachen nicht nur dem Ideal kindlicher Natürlichkeit, sondern auch jenem des geschmackvollen schriftlichen Ausdrucks im Allgemeinen. Oft wurde daher davon abgeraten, sich überhaupt an Vorlagen aus Briefstellern und Gratulationsbüchern zu orientieren; vielmehr sollten Erwachsene wie auch Kinder möglichst viele »gute« Briefe lesen, um so nach und nach zu einem eigenen Stil zu finden. Als Quelle für solche Beispiele wurde den Kindern etwa die Zeitschrift *Der Kinderfreund* empfohlen⁹, Erwachsene sollten sich u.a. Gellert¹⁰ zum Vorbild nehmen.

Diesen Rat finden wir zum Beispiel in der 1780 erschienenen *Anleitung zur Schreibart in Briefen*¹¹, einem Schulbuch »zum Gebrauch in den k.k. Erbländern«. Die am Anfang dieser Anleitung aufgestellten Maximen scheinen ganz im Sinne der aufgeklärten Kritiker zu sein: »Ein Brief vertritt die Stelle des mündlichen Gesprächs; daraus folget, daß ich so schreiben soll, als ich reden

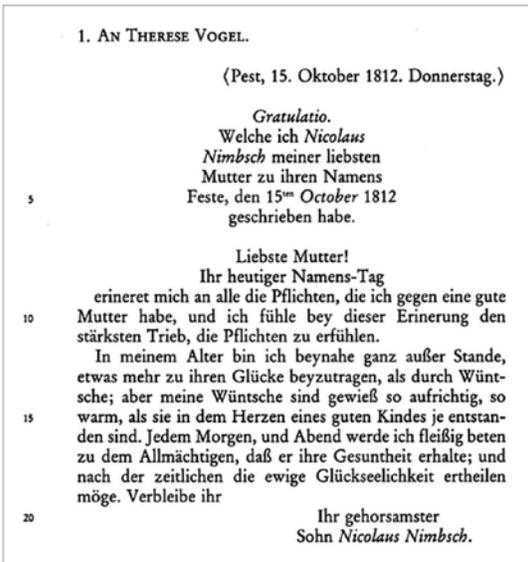


Abb. 4: Der zehnjährige Nikolaus Nimbsch von Strehlenau an seine Mutter⁸

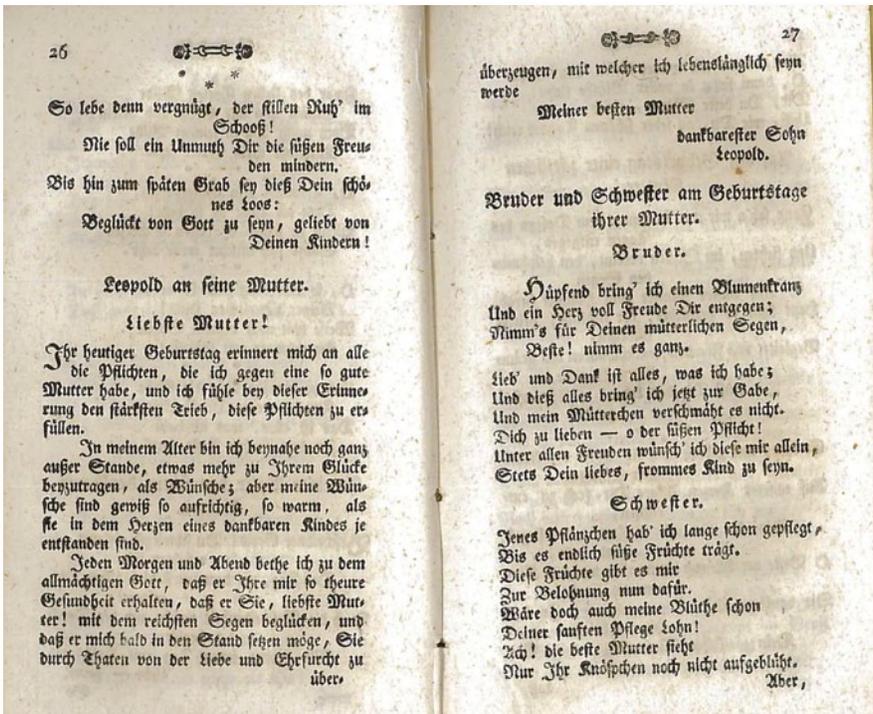


Abb. 5: Leopold an seine Mutter, Dankbare Empfindungen oder Wünsche kindlicher Liebe auf verschiedene Familien-Feste, Steyr (um 1797). Signatur: 307674-A.Alt-Mag

würde, wenn die Person gegenwärtig wäre, an die ich schreiben will.« Wenn Leute, die an sich gut zu reden verstehen, oft schlecht schrieben, so läge das daran, dass sie »die Sache gar zu gut, und besser machen wollen, als sie reden. Daher verfallen sie oft in das Schwülstige [...]« Um dem entgegenzuwirken, lautet auch hier die Empfehlung: »Das beste Mittel, gute Briefe zu verfassen, ist das Lesen guter Schriften, und das Vergleichen derselben mit schlechten. Dieses nützt tausendmal mehr als alle Regeln.«¹²

In seiner umfangreichen Kritik österreichischer Schulbücher¹³, die drei Jahre nach dem Erscheinen der Anleitung in Berlin herauskam, weiß der Verleger und Historiker Friedrich Nicolai¹⁴ über dieses Werk nicht viel Gutes zu sagen. Die darin eingangs aufgestellten Maximen scheinen ihm ein bloßes Lippenbekenntnis zu sein, das sogleich konterkariert wird durch »einige Bogen von Regeln: und die gegebenen Musterbriefe sind [...] ängstlich nach dem überall vorkommenden Regelleisten geformet«. Auch die Auswahl der Themen befindet er für unpassend, denn »die Briefverfasser sind meist Personen, in deren Empfindungen und Lage deutsche Schüler sich nicht hinein-denken können. Denn bald schreibt ein Rechtsgelehrter an einen Präsidenten und Grafen, bald ein Baron an einen Hofrath, bald ein Geistlicher an eine Gräfinn [...] Solche Musterbriefe müßten an Schulfreunde, Geschwister, Eltern, Verwandte, Lehrmeister, Gönner, Wohlthäter u. gerichtet, und nur aus dem bürgerlichen häuslichen Leben hergenommen seyn«¹⁵. Der richtige Weg zum guten Briefstil scheint ihm vielmehr der zu sein, der über den allgemeinen, guten, schriftlichen Ausdruck führt. Um einen solchen zu entwickeln, empfiehlt er reichlich Lektüre »guter Schriften« zeitgenössischer Autoren sowie besonders das Schreiben von freien Aufsätzen (»Erzählungen«).

Mit dieser Forderung wich Nicolai keineswegs von der Meinung der (österreichischen) Normalschul-Pädagogik¹⁶ ab. So heißt es im *Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erbländern*, einem umfangreichen Lehrerhandbuch¹⁷, im Kapitel »Von schriftlichen Aufsätzen und der Kunst Briefe zu schreiben«: »[...] Dieser gute Ausdruck ist es, dazu man hier Anleitung geben will [...] wie nun unter den schriftlichen Aufsätzen die Briefe die gewöhnlichsten sind, so hat man auch vornämlich sorgen wollen die Jugend anzuführen solche gut und natürlich zu verfassen.« Der anschließende zweite Paragraph dieses Kapitels ist folgerichtig überschrieben mit »Von der Einrichtung der Anleitung zu einer natürlichen Schreibart«. Diese didaktische Methode sieht zwar vor, dass der Lehrer auf der Basis von Tabellen und Mustern den Schülern die Grundlagen des Briefeschreibens vermittelt; doch ist es nicht »nöthig gleich mit Briefen anzufangen; er erzähle ihnen, oder lese etwas aus einem Buche vor, lasse sich es bald diesen bald jenen Schüler wieder erzählen, endlich befehle er, daß jeder eben diese Erzählung schriftlich aufsetze [...] Anfänglich muß der Lehrer viel Nachsicht haben, wenn die Schreibart noch matt und leer ist; wenn sie nur natürlich ist, so kann er zufrieden seyn. Er muß darauf halten, daß jeder nach seiner eigenen Empfindung schreibe, und nichts Gezwungenes oder garzu Gekünsteltes oder auch anderwärts Entlehntes vorbringe.«¹⁸

Die »Natürlichkeit« ist und bleibt Ideal in Bezug auf Sprache und Inhalt von Kinderbriefen. Was das Kind aus seinem Alltag berichtet, kann nur der eigenen Lebenssituation entnommen werden; allenfalls kann die Vorlage Anregungen bieten, was berichtenswert ist und wie es aufbereitet werden soll. Konnte die häufig und zum Beispiel auch von Friedrich Nicolai empfohlene Lektüre des *Kinderfreund* hier Hilfestellung bieten? »Ja und nein« lautet die wahrscheinlichste Antwort. Der kleine Karl, der

seinen Vater auf einer Reise begleiten darf, hat vergessen, seiner Schwester Charlotte die Pflege seines Kanarienvogels anzuvertrauen. Das tut er nun in einem Brief, in dem er ihr lustig die Vorteile schildert, die ihr das kleine Haustier verschafft, etwa wenn es durch sein Zwitschern den überkritischen Tanzmeister von ihren Fehlern beim Menuettanzen ablenkt. Auch appelliert er an ihr Mitleid, indem er schildert, wie erbarlungswürdig der Anblick des verdursteten Vogels für das gutherzige Mädchen wäre: »- und ... ah! du weinst? Nun bin ich außer Sorgen! nun kriegt er außer seinem Fressen gewiß noch täglich sein bißchen Zucker und seinen Gebauer mit Mäusegedärme umlaubt.«¹⁹ Dann geht Karl zur Schilderung der herbstlichen Landschaft über, durch die er gerade reist, und von dieser zu einem kleinen Unfall, als der Überrock des Kutschers sich im Rad verheddert. Darauf folgen weitere Episoden und nach zehn Seiten ein »Die Fortsetzung folgt«. In der nächsten Nummer des Wochenblattes erzählt Karl weiter und verabschiedet sich nach insgesamt neunzehn (!) Seiten von seiner Schwester mit der für ihn überraschenden Erkenntnis: »Ich kann kaum begreifen, was für ein Schreibgeist mir die wenigen Stunden, die ich hier bin, in die drey ersten Finger, vom Daumen an gerechnet, an meiner rechten Hand gefahren« – und das, obwohl eigentlich ein »ganzer Teller voll Pflaumen- und Zuckerkuchen« auf ihn wartet. Lotte bleibt dem Bruder an Schreibfreude nichts schuldig und antwortet ihm mit einer sechzehnseitigen Zusammenfassung kleiner Neuigkeiten von daheim. Karls Sorge um den Kanarienvogel war übrigens unbegründet, denn die Schwester hat sich bereits um ihn angenommen. Besser sogar als Karl selbst, denn »bey dir ist er mehr in Gefahr sich zu Tode zu fressen, als zu verhungern [...] als ich seinen kleinen Käfig ausfegte, fand ich wenigstens auf ein Viertel Jahr Futter drinnen [...] Auf den Boden herab konnte er gar nicht mehr: denn da war er in Gefahr verschüttet zu werden, oder wie in einer See zu versinken«.

Selbst für ihre Zeit scheinen uns Karls und Lottchens Briefe für Kinderbriefe übermäßig lang zu sein. Aber auch Dorothea Schlözer²⁰ schrieb oft viele Seiten, wenn sie Verwandten und Freunden von ihrer (zugegebenermaßen weiten und eindrucksvollen) Italienreise mit dem Vater berichtete. Und wie der fiktive Karl die Schönheit des Herbstwaldes schildert, beschreibt die reale, elfjährige Dorothea die Schweizer Berglandschaft oder die Straßen Roms. Sicher griff sie bei diesen Briefen auf ihre Tagebucheinträge zurück und stellte diese dann zu einem längeren Bericht zusammen, wie es auch erwachsene Reisende taten. Das Ungekünstelte des Ausdrucks litt darunter nicht: »Natürlich freut es einen bis in die Seele hinein, wenn man einen solchen Obeliskn sieht. Aber so prächtig, als ich es mir vorgestellt hatte, kam mir das Ding doch nicht vor. Der Obelisk ist mit allem nur 81 Fuß hoch, also lange nicht einmal halb so hoch, wie unser Johanniskirchthurm ...«²¹

Weniger weitgereiste Kinder hatten natürlich nicht so viel zu berichten. Die so nachdrücklich empfohlene Lektüre der Briefe im »Kinderfreund« sollte aber dazu anregen, auch kleinste Begebenheiten so zu erzählen, dass das »schriftliche Gespräch« ein lebendiges blieb. Auf spöttische bis harsche Kritik stießen hingegen absurde Beispiele wie dieses aus einem 1819 in Coburg veröffentlichten Kinderbriefsteller²². Die Leipziger Literaturzeitung fragt dazu: »Ist es wohl natürlich, wenn z.B. S. 52 ein Mädchen ihre Freundin einladet, sie bald zu besuchen, wenn sie ihre (der Briefschreiberin) kleine Schwester noch lebendig sehen wolle, welche warmen Kuchen gegessen und darauf getrunken habe; und wenn die betrübte Schwester nun noch eine große

Anzahl von Fällen erzählt, in welchen ein ähnlicher Genuss tödlich ward?«²³ Hier ist die angenommene Situation dermaßen unwahrscheinlich, dass die Vorlage wohl selbst dem ratlosesten Briefschreiber nicht mehr als Anregung dienen konnte. Viele erhaltene Kinderbriefe zeigen aber, dass die jungen Schreiber, auf sich selbst gestellt, oft ganz leicht mit den Eltern und Freunden »ins Gespräch kamen«, wenn auch nicht unbedingt über sechzehn Seiten. So ruft im April 1801 ein munterer, nicht übermäßig schreibfreudiger Elfjähriger dem geliebten Vater wie im Vorbeilaufen zu:

»Lieber Vater!

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie nicht geschrieben habe. Ich freue mich, Sie bald wiederzusehen. Ein ander Mal mehr. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ich habe eine sehr schlechte Feder gehabt.

August Goethe«²⁴



Abb. 6: Der kleine Schreiber. Spiele und Vergnügungen der kindlich-frohen Knaben im ersten Alter. Jeux Et Amusemens Des Garçons En Bas-Âge. Wien o. J. (1819). Signatur: 308911-A.Alt-Rara

1 F. M. Vierthaler, *Der kleine Schreibschüler. Ein Geschenk für Kinder, welche nicht bloß schön, sondern auch richtig zu schreiben wünschen*. 2. Teil. Neueste Auflage, Salzburg 1799. Kapitel »Von Briefen« 115ff.

2 vgl. Abb. 2

3 Nöthiger Unterricht in der Rechtschreibung für Mädchen, wie auch für Knaben, die sich dem gemeinen Gewerbsstande widmen wollen. 2. Aufl. Salzburg 1794, 40ff.

4 In Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1996, spricht die Autorin A. Linke sehr zutreffend von »Sprachgeschenken«.

5 J. Glatz, *Das grüne Buch. Ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch für jüngere Knaben und Mädchen. Mit sechs schön ausgemahlten Kupfern*. Wien o.J. (1820)

6 Dankbare Empfindungen oder Wünsche kindlicher Liebe auf verschiedene Familien-Feste. Ein Gelegenheitsgeschenk für die liebe Jugend. Steyr o.J. (um 1797). Fritz' Brief: 12.

7 Leopolds Brief: Dankbare Empfindungen, 26f. (Vgl. Abb. 5) Das Lesen von Lenaus Brief, den ich bei der eher wahllosen Suche nach realen Kinder-Glückwunschkbriefen der Zeit gefunden hatte, bescherte mir ein seltsames Déjà-lu-Erlebnis. Die Volltextsuche in den digitalisierten Gratulationsbüchlein und Briefstellern der Österreichischen Nationalbibliothek führte mich dann zum erst kürzlich gelesenen Musterbrief.

8 Bildausschnitt entnommen aus: H. Brandt, G. Kozielek (Hrsg.), *Nikolaus Lenau. Werke und Briefe*. Wien 1989, 3.

9 Der von Christian Felix Weiße herausgegebene *Kinderfreund* gilt als erste deutschsprachige Kinderzeitschrift. Er ist erschienen von 1775 bis 1782 (in 24 Bänden).

10 Christian Fürchtegott Gellert (1715-1769) war einer der meistgelesenen Schriftsteller seiner Zeit, sein Briefstil galt als vorbildlich. Sein Werk *Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen* (Leipzig 1751) wurde u. a. von Lessing hoch gelobt.

11 *Anleitung zur Schreibart in Briefen, und einigen andern Aufsätzen. Zum Gebrauche für Schüler der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erblanden*. Wien 1777.

12 *Anleitung zur Schreibart in Briefen*, 4ff.

13 F. Nicolai, *Freymüthige Beurtheilung der Oesterreichischen Normalschulen und aller zum Behuf derselben gedruckten Schriften*. Berlin 1783.

14 Christoph Friedrich Nicolai (1733-1811) übernahm nach dem Tod seines Vaters die von diesem gegründete Nicolaische Verlagsbuchhandlung. Er war ein wichtiger Vertreter der Berliner Aufklärung. Seine kritische Sicht auf Wien bzw. Österreich überhaupt zeigt sich in seiner *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781*, die ab 1783 in Berlin herauskam.

15 *Freymüthige Beurtheilung*, 203f.

16 Das Konzept der Normalschule, in den 1760er Jahren in Schlesien entwickelt, war das einer Volksschule, die zusätzlich als Musterschule für angehende Lehrer (an den Trivialschulen) diente. Es wurde 1771 auch in Österreich eingeführt.

17 *Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erblandern: darin ausführlich gewiesen wird, wie die in der Schulordnung bestimmte Lehrart ... bei jedem Gegenstande, der zu lehren befohlen ist, soll beschaffen seyn*. Wien 1776. Autor des anonym erschienen Pädagogikwerks war Johann Ignaz Felbiger, der (als Abt des Stifts Sagan in Schlesien) das

Modell der Normalschule mitgeteilt hatte.

18 *Methodenbuch*, 180ff.

19 *Der Kinderfreund, ein Wochenblatt*. 2. Aufl. Leipzig 1777-1781. (Vol.4 = Theil 13-16). Karls Brief 39ff., Lottchens Antwort 58ff.

20 Dorothea Schlözer (1770-1825), eine der Göttinger »Universitätsmamsellen« (Töchter von Professoren der Universität Göttingen), promovierte mit 17 Jahren zum Dr. phil. In Lübeck verheiratet, führte sie dort einen aufgeklärten Salon. Ein Beispiel für Dorotheas Reisekorrespondenz aus Rom ist z.B. der Brief an ihre Tante, die Hofrätin Loder in Jena, vom 29. Jänner 1782; in: F. E. Mencken (Hrsg.), *Dein dich zärtlich liebender Sohn. Kinderbriefe aus 6. Jahrhunderten*. München 1965. 47ff.

21 Mecken, 50.

22 Chr. Fr. Schuck, *Musterbriefe moralischen Inhalts für die Jugend zur Erlernung des Briefstils*. Coburg 1819.

23 *Leipziger Literaturzeitung* 1820(1), 568.

24 Postskriptum zu einem Brief Christiane Goethes an Johann Wolfgang Goethe vom 21. April 1801. Zitiert nach: *Johann Wolfgang von Goethe: Briefwechsel mit seiner Frau*. Band 1 (Projekt Gutenberg). August Walter Goethe (1789-1830) war das einzige überlebende Kind von Christiane und Johann Wolfgang Goethe, seine Geschwister starben alle bereits im Säuglingsalter. Zur Biographie Augusts von Goethe s. z.B. W. Völker, *Der Sohn. August von Goethe*. Frankfurt am Main 1992.

Mit besonderer Berücksichtigung der an die
K.K. Hofbibliothek verkauften Bestände

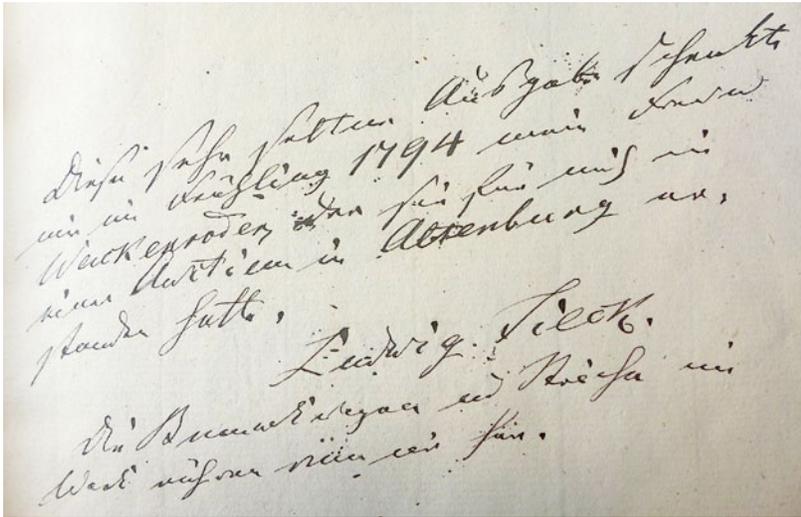


Abb. 1: Aus: Chaucer, Geoffrey: *The works, newly printed, with divers workes which were never in print before*. Lt. handschriftlichem Eintrag von 1542. ÖNB 23638-C
Transkription:

Diese sehr seltene Ausgabe schenkte mir im Frühling 1794 mein Freund Wackenroder,
der sie für mich in einer Auction in Altenburg erstanden hatte.

Ludwig Tieck.

Die Bemerkungen und Striche im Werk rühren von mir her.

Das Projekt »Ludwig Tiecks Bibliothek. Anatomie einer romantisch-komparatistischen Büchersammlung«

Seit Oktober 2014 läuft an der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Wien das FWF-Projekt P 26814 unter Leitung von Achim Hölter, das die virtuelle Rekonstruktion der berühmten Bibliothek des deutschen Romantikers Ludwig Tieck (1773-1853) zum Ziel hat. Tiecks Büchersammlung – so unsere Ausgangsthese – verkörpert als eine wissenschaftliche Privat- und Dichterbibliothek in idealer Weise die Grundlage für genuin komparatistische Lese- und Schreibweisen. Die Rekonstruktion und Würdigung dieser Bibliothek, die seltene, wertvolle Drucke von der Renaissance und dem Siglo de oro bis hin zu Tiecks Gegenwart enthielt und in einer Berliner Auktion 1849/50 verkauft wurde,

stellt in der Erforschung der europäischen Romantik und dem systematischen Erfassen und Evaluieren protokomparatistischer Büchersammlungen eine Pionierarbeit dar. Da die Auflösungsgeschichte der »Bibliotheca Tieckiana« äußerst komplex ist, besteht das Desiderat in einer Auflistung der kompletten Bibliothek nach modernen Standards der Katalogisierung, um alle Daten zu Tiecks Bücherkauf und -gebrauch festzuhalten und darüber hinaus alle Exemplare zu lokalisieren und zu untersuchen. Die Titel befinden sich nun (soweit bereits lokalisierbar) hauptsächlich in Berlin, Breslau, Göttingen, Halle, Krakau, London, München, Wien, Wrocław, Moskau, St. Petersburg, und wahrscheinlich in Lodz und Warschau; aber auch in Privatbesitz. Die Evaluation der Bedeutung jener Bestände, die an die K.K. Hofbibliothek in Wien verkauft wurden, stellt einen wichtigen Bereich des Projektes dar.

Die Informationen zu Tiecks Bibliothek werden in einer Netzdatenbank kombiniert und erweitert bereitgestellt, die allein zu diesem Zweck mit Blick auf ihre besonderen Anforderungen hin entworfen wurde. Die Bearbeitung der Daten bzw. der Zugang zu diesen Daten wird nach den Prinzipien der Open-Access-Politik von Universität Wien und FWF erfolgen, die Tiefe und Qualität der Daten zusätzlich verbessern und die Grundlage für neue Fragestellungen schaffen. Die Datenbank ist die notwendige Voraussetzung für die nachhaltige Nutzung der Ergebnisse und qualifiziert das Projekt als »Treffpunkt« der internationalen Gemeinschaft von Forschern, die sich mit Fragen zu Tieck, der Romantik oder den Anfängen der Komparatistik auseinandersetzen. Eine Printausgabe stellt ein langfristiges Ziel dar. Dank dieses Unternehmens wird eine der bedeutendsten Dichterbibliotheken der Literaturgeschichte zumindest virtuell restauriert werden und fortbestehen.

Ludwig Tiecks Bibliothek: Aufbau, Zusammensetzung, Verkauf

Die Untersuchung von Dichterbibliotheken kann bereits auf eine gewisse Tradition zurückgreifen; im deutschsprachigen Raum wird Roland Folters Bibliografie² (1975) als maßgeblich aufgefasst. Auch Gelehrtenbibliotheken sind zum Gegenstand des Forschungsinteresses geworden.³ Die Beschäftigung mit Tiecks Bibliothek liegt vor allem deshalb nahe, da er als einer der berühmtesten Bibliophilen des 19. Jahrhunderts gilt,⁴ was umso bemerkenswerter ist, da er weder eine Büchersammlung erbte noch auf erhebliches Vermögen zurückgreifen konnte. Nur wenige Titel – und keinerlei genaue Beschreibungen – sind aus der Erbmasse von Tiecks Vater überliefert, der Seilermeister war.⁵ Das intertextuelle Archiv des jungen Tieck muss eher in den Sammlungen seiner Lehrer und Freunde am Friedrichswerderschen Gymnasium (Berlin) gesucht werden bzw. in jenen Berliner Bibliotheken, die in den 1790er Jahren der Öffentlichkeit offenstanden, wie namentlich die Königliche Bibliothek.

Es lässt sich nicht feststellen, wann Tieck begann, Bücher zu kaufen und zu klassifizieren, bzw. seine Sammlung systematisch aufzubauen. Sein um 1800 wachsendes Interesse an mittelalterlicher Lyrik und die Freundschaft zu Brentano mag ihn in seiner Sammelleidenschaft ebenso beeinflusst haben wie die durch die Säkularisierung plötzlich einsetzende Flut an alten Büchern auf dem Markt. In seiner Studienzeit 1792-94 bot die Universitätsbibliothek Göttingen (wie auch die von ihm besuchte Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel) eine Idealvorstellung einer

Büchersammlung an; Tiecks Reisen (etwa Bibliotheca Vaticana und St. Gallen 1804-6; München und Wien 1808-10; Paris, London, Oxford, Stratford 1817) können auch als *Bibliotheksreisen*⁶ angesehen werden, die dem Erwerb von Büchern dienten, die in Deutschland schwer zu erhalten waren. 1819 bezog er ein Heim in Dresden, wo er den ihm angebotenen Posten des Oberbibliothekars abgelehnt hatte.⁷ In dieser Zeit sind vermehrt Hinweise etwa von seiner Tochter Dorothea auf regelmäßige und umfangreiche Ankäufe bei Buchversteigerungen nachzuweisen. Der Großteil seiner Sammlung dürfte in den 1820er und 1830er Jahren angeschafft worden sein, finanziert einerseits durch beträchtliche Einkünfte aus seinen Novellen, andererseits durch das private Kapital seiner Gefährtin Henriette von Finckenstein. Zusätzlich ließ sich Tieck von seinen Verlegern anstelle von Tantiemen Bücher liefern und bat um Geschenke aus deren neuesten Publikationen. Auch Widmungsexemplare und Bücher aus »Tauschhandel« mit der Dresdener Bibliothek trugen zu der stets anwachsenden Privatsammlung bei. Dennoch ist die Provenienz des Großteils seiner Sammlung bislang unerschlossen; nur vereinzelt sind Ankäufe aus berühmten Hinterlassenschaften wie etwa der berühmten Bibliothek von Johann Joachim Eschenburg (1823⁸) oder der von Ernst von der Malsburg (1824; Ankauf von fast 100 Bänden) nachgewiesen; in den Tieck-Beständen der ÖNB finden sich Stempel, die auf Bücher aus dem Nachlass von Karl August Böttiger hinweisen.⁹ Nach dem Tod seiner Tochter Dorothea und seiner Frau Amalie zog Tieck mitsamt seiner Bibliothek in die Amalienstraße 15 in Dresden (der Buchtransport dauerte sechs Tage lang), dann weiter nach Berlin. Dort fand die Auktion Ende 1849/Anfang 1850 statt.

Tieck war Bücherliebhaber und davon überzeugt – wie er in einem Brief an Wilhelm Konrad Hallwachs vom 14. August 1836 festhielt –, dass ein Gelehrter wichtige Bücher besitzen müsse und nicht borgen, vor allem wenn er – wie Tieck – es gewohnt war, die wichtigsten Passagen anzustreichen und mit Anmerkungen zu versehen.¹⁰ Auktionskataloge las er wie Literatur¹¹ und fikionalisierte die Faszination mit großen Büchermengen in Novellen wie *Der Gelehrte* (»Welche Menge von Büchern, rief sie, wie entzückt, aus.«¹²) oder *Des Lebens Überfluß*.¹³ Tiecks Bibliothek war erkennbar die eines komparatistisch orientierten Philologen und Literaturhistorikers und enthielt neben zeitgenössischer deutscher Literatur, Geschenken von Tiecks Freunden und Bewunderern und natürlich Belegexemplaren seiner eigenen Werke, schwerpunkthaft deutsche Literatur der frühen Neuzeit, englische Dichtung mit einem markanten Zentrum bei Shakespeare und seinen Nachfolgern sowie insbesondere eine auf Vollständigkeit angelegte Sammlung von Originaldrucken spanischer Dramen des 17. Jahrhunderts. Sichere Erkenntnisse versprach sich der Philologe Tieck nur durch das Lesen von buchstäblich hundert Texten gleichen Typs: »Ohngefähr alles in allem giebt es 3500 gedruckte alte Stücke; ihrer habe ich bis jetzt 1200, fehlen mir ohngefähr 2300.«¹⁴ Besonderes Interesse Tiecks für einzelne Autoren zeigt die hohe Anzahl von Ausgaben von Dante, Boccaccio, Cervantes. Literaturhistorische Werke in für jene Zeit bemerkenswertem Umfang waren ebenso teil der Sammlung wie vor allem die Gebiete Geschichte und Kunst; hier verspricht seine Bibliothek den unmittelbarsten Aufschluss für die Kommentrarbeit an den Dresdner Novellen.

Tieck gab seine Bücher im Alter von 76 Jahren zur Versteigerung frei; die Sammlung wurde dadurch zerstreut, aber immerhin – wie zahlreiche Dichter- und Germanistenbibliotheken – in Form eines Katalogs indirekt überliefert.¹⁵ Als Motive für den Verkauf werden baustatische Bedenken des Vermieters der Wohnung Friedrichstraße 208 und die akute Geldnot von Tiecks Bruder angeführt; der eigentliche Auslöser für die Trennung von seinen Büchern dürfte aber im psychisch-gesundheitlichen Bereich gelegen haben. Am 25.2.1849 verkaufte Tieck sie an den Berliner Auktionator Adolf Asher für den Pauschalpreis von 7.000 Talern bei einer Anzahlung von 2.000 Talern. Dies geschah rechtswidriger Weise, da er sie bereits am 8.6.1839 dem Verleger Heinrich Brockhaus für die Verzinsung von 6.000 Talern in Form einer jährlichen Rente von 300 Talern verkauft hatte, wobei ihm bis zu seinem Tod der Nießbrauch der Bücher garantiert worden war. Brockhaus vermied einen Skandal nur dank Intervention von Tiecks Freund Friedrich von Raumer, indem er die Bibliothek am 14.4.1849 formell an Tieck zurückverkaufte.¹⁶

Bereits 1848 hatte der Antiquar Albert Cohn damit begonnen, Tiecks Bibliothek zu sichten und einen Auktionskatalog vorzubereiten, der unter dem Titel *Catalogue de la bibliothèque célèbre de M. Ludwig Tieck qui sera vendue à Berlin le 10. décembre 1849 et jours suivants par MM. A. Asher & Comp.* erschien und aufgrund ihrer Bedeutung 1970 mit einem kurzen Vorwort von Erich Carlsohn unter dem Titel *Bibliotheca Tieckiana* als Reprint produziert wurde.¹⁷

Die Versteigerung wurde aus Rücksicht auf den russischen Sammler Sergej Sobolewskij auf den 18.12.1849 verschoben und endete am 10.1.1850. Der Beauftragte der Wiener Hofbibliothek, Ferdinand Joseph Wolf, informierte seinen Vorgesetzten Eligius Franz Joseph Frh. von Münch-Bellinghausen (Dichtername: Friedrich Halm) über den Verlauf der Auktion.¹⁸ Wolf war zudem viermal (19. und 22. Dezember, 6. und 9. Januar) bei Tieck eingeladen.

Asher hatte Teile des Angebots bereits en bloc verkauft, wovon in erster Linie die Bibliothek des British Museum profitierte. Ihr Kustos Antonio Panizzi¹⁹ hatte sich insbesondere für die deutsche Dichtung (Werke Goethes bzw. Tiecks) und für Zimelien der englischen Literatur ein Vorkaufsrecht gesichert; ca. ein Zehntel der offerierten Lose ging denn auch ohne Versteigerung nach London. Asher überschlug diese Nummern kurzerhand als fehlend und ließ die deutsche, skandinavische und niederländische Literatur (bis BT 1620) ganz aus. Die Bibliotheken Paris, Leipzig und Wolfenbüttel beteiligten sich offenbar nicht an der Versteigerung, auch aus Dresden wurden wohl keine Bücher erworben. Die Bibliotheken aus Göttingen, Halle/S. und München²⁰ kauften hingegen jeweils einige Dutzend. Das nach London größte Kontingent dürfte aber aus Wien ersteigert worden sein, wobei Wolf ebenfalls unter der Hand Vorabgeschäfte mit dem Auktionator abschloss. Von den 344 Titeln, die die Königliche Bibliothek Berlin ersteigern wollte, konnten nur 125 erworben werden. Restbestände bot Asher zu Festpreisen erneut an (*Catalogue d'une collection précieuse...* 1850²¹); Hinweise auf Remittenden aus der Auktion (vor allem in Bezug auf die Verkäufe nach London²²) müssen berücksichtigt werden. Zudem hatte im Vorfeld der Auktion König Friedrich Wilhelm IV. bereits einige spanische Dramen von Asher zurückgekauft und Tieck als Weihnachtsgeschenk restituiert. In einem raschen Impuls begann Tieck eine

zweite Bibliothek aufzubauen – und am 19.5.1852 wiederholte sich die Szene: Tieck verkaufte seine zweite Bibliothek an den schlesischen Grafen Yorck von Wartenburg, wiederum für 6.000 Taler und wiederum unter der Bedingung, dass die Bücher erst nach seinem Tod geschlossen in dessen Besitz übergangen, ausgenommen die vom König zurückgekauften Hispanica, die an die Berliner Bibliothek fielen. In seinem letzten Lebensjahr ließ Tieck dann das Vorhandene und die Neuzugänge bereits von seinem Sekretär Karl Hellmuth Dammas katalogisieren und von seinem Diener Johann Glaser mit dem Yorckschen Stempel versehen. Laut Brief vom 15. August 1852 handelte es sich um 11.458 Bände.²³

Tiecks berühmte Büchersammlung ist heute in zahlreiche Richtungen verstreut, aber nicht spurlos. Für literaturwissenschaftliche Recherchen maßgeblich ist primär der im ersten Katalog 1849 nachgewiesene Bestand, da Tieck nach der Auktion kaum noch literarisch aktiv war. Größere Korpora befinden sich in den zentralen wissenschaftlichen Bibliotheken von London, Wien, Berlin, Göttingen, München, Halle; Recherchen zu potentiellen weiteren Großankäufen haben bislang noch keine Früchte getragen. Das Archiv der Firma Asher gilt als verloren und damit auch die Kundenbelege. Wie hoch der Anteil der Bücher ist, die, en gros oder einzeln, in private Hände übergangen, ist schwer zu beziffern. Einzelexemplare aus Tiecks Besitz sind gelegentlich im Handel oder in Bibliotheken (LB Stuttgart, Rostock) zu finden und werden zurzeit in mühevoller Einzelrecherche zusammengetragen. Kriegsverluste bzw. nach Krakau gelangte Auslagerungen der Berliner Bibliothek erschweren die Recherche; Einzelexemplare sind in der Russischen Staatsbibliothek ausgewiesen. Unklar ist auch, wie viele Bücher aus Tiecks Altbesitz zu jener Sammlung gehörten, die nach seinem Tod 1853 in das schlesische Schloss Klein-Oels überstellt wurden. Die dortige Fideikommiß-Bibliothek, 150.000 Bände zählend, ging bei der Eroberung Schlesiens Ende des Zweiten Weltkriegs unter. Während Paul Graf Yorck von Wartenburg (1902-2002) 90 Bände aus Tiecks Besitz nach Westdeutschland retten konnte, müsste der Verbleib Yorckscher Bücher – inzwischen sind Teilbestände nachgewiesen in den Universitätsbibliotheken Łódź, Breslau und Warschau, der Nationalbibliothek Warschau, der Stadtbibliothek St. Petersburg sowie der Moskauer Rudomino-Staatsbibliothek für ausländische Literatur – erst präzise ermittelt werden. Außerdem muss überprüft werden, ob und aus welcher Tieckschen Sammlung sie stammen. Zumindest für Russland hat der 2012 in Moskau erschienene Katalog »Bücher aus der Privatsammlung der Grafen Yorck von Wartenburg in russischen Bibliotheken«²⁴ erste Ergebnisse zutage gefördert.

Forschungsansätze zu den Marginalien in elisabethanischer Literatur zeigen bereits beispielhaft, wie die Rekonstruktion von Tiecks Bibliothek seine Praxis als Shakespeare-Forscher zu beleuchten hilft. Zeydel²⁵ erstellte nur die alphabetische Liste des englischen Teilgebietes, doch war schon der frühen Tieck-Forschung klar, dass Tiecks Bibliothek als Arbeitsinstrument und Zeugnis der Genese der germanistischen Mediävistik, mehr aber noch der Anglistik und vor allem der Hispanistik hohen Rang besaß. H. Hewett-Thayer (1934)²⁶ und W. Fischer²⁷ gaben die Marginalien in englischen Büchern der British Library auszugsweise wieder; ausführlich erforschte diese dann E. Neu.²⁸ Nicht nur in London, auch in Wien existieren wichtige Handexemplare wie die Shakespeare-Ausgabe BT 2145 (ÖNB:

51 P 9), Solgers Erwin (BT 1340; 20203-B) mit Anstreichungen, Avellanas falscher *Don Quixote* (BT 2503; 26.574-A) und Spensers *Faerie Queene* (BT 2292; 23.641-C) mit bibliographischen Notizen. Sidneys *Arcadia* (BT 2264; 23.640-C) aber hat Tieck mit zahlreichen Unterstreichungen und Randbemerkungen versehen, ebenso *All the workes* (1630) von John Taylor (BT 2306; 23.637-C), in die er eintrug: »Wie oft ich es durchgesehn und wie zu verschiedenen Zeiten können die geschriebenen Anmerkungen bezeugen, die alle von mir herrühren. Seit 1811 ist dieses Buch in meinem Besitz. L. Tieck.«

Zahlreiche literarhistorische Einzelnotizen im Nachlass wird man im direkten Zusammenhang mit der Lektüre bestimmter Titel sehen müssen, zumal anzunehmen ist, dass Tieck mit wachsendem Bücherbesitz seltener von öffentlichen Bibliotheken Gebrauch machte.

Allgemeiner Forschungsstand und bestehende Vergleichsmodelle

Die Forschung zu Ludwig Tiecks Leben, Œuvre und seiner Rezeption besteht aus einem komplexen Netz wissenschaftlicher Auseinandersetzung vor dem Hintergrund der Romantikforschung. Es gibt kaum einen Autor deutscher Sprache (abgesehen von Goethe und Kafka), der Hauptgegenstand einer vergleichbaren Anzahl von Dissertationen wäre; Tiecks Kunstmärchen *Der blonde Eckbert* gehört zu den meistinterpretierten literarischen Texten. Selbstverständlich hat sich ein Großteil der Tieck-Forschung auf sein literarisches Schaffen bezogen, doch mittlerweile sind auch andere Bereiche seines Schaffens – in sich nicht minder kreativ und wichtig – Gegenstand der Wissenschaft geworden: Tiecks Rolle als Vermittler von Literatur, als Herausgeber, Übersetzer, Kommentator, Kritiker, Dramenexperte, Bibliophiler und Buchhistoriker. Nach verschiedenen Ansätzen bietet das 2011 erschienene Tieck-Handbuch einen Überblick zu allen Forschungs- und Editionsaktivitäten, die sich Tieck widmeten und widmen.²⁹

In Bezug auf die Buchgeschichte wird Tieck für einen der wichtigsten Bibliophilen gehalten, doch hat er bislang aus dieser Perspektive – außerhalb der Germanistik – wenig Beachtung gefunden. Der Buchhistoriker L. Thompson etwa informiert umfassend zu *Privatbibliotheken* – von der Antike bis zur Gegenwart – bietet aber wenig Einblick in deren strukturelle Bedeutung und Wichtigkeit. Dies erweckt den Eindruck, sie wären hauptsächlich als Produkte einer Bibliomanie aufzufassen, doch so wahr dies – vor allem im Falle Tiecks³⁰ – auch sein mag, so ist doch der Einfluss von wesentlichem Interesse, den sie auf andere Sammler, Literaturhistoriker und europäische Bibliotheken ausübten. J. Overmiers Zusammenfassung – »*Many private libraries developed far beyond the general books that an educated person would read for pleasure or purpose into scholarly collections focusing in depth on a specific subject area.*«³¹ – kann vollständig auf Tieck angewendet werden. Gerade in jüngster Zeit haben zahlreiche Publikationen die enge Verwandtschaft zwischen dem Schicksal gewisser Bibliotheken (Privat-, Adels-, Bürger- oder sonstige) und dem Ursprung und Entwicklung wissenschaftlichen Denkens herausgearbeitet. Ein beispielhaftes Paradigma stellt Isolde Quadrantis Geschichte, Analyse und Katalog der Bibliothek des klassizistischen Gelehrten und Übersetzers Ippolito Pindemonte dar.³² Ein anderes aktuelles Beispiel ist die Neuausgabe des Katalogs der Leopardi-Bibliothek³³ in Recanati: Giacomo Leopardis Vater Monaldo war ein glühender Verehrer seiner Bücher, was die Bildung seines Sohnes unmittelbar beeinflusste. In Dresden hat erst

kürzlich eine Dissertation zur bedeutenden Bibliothek des sächsischen Adligen Heinrich Graf von Büнау (1697-1762) die Verbindung zwischen verschiedenen Buchklassifikationssystemen und Wissensordnungen des 18. Jahrhunderts hervorgehoben. Auch die Wechselwirkung zwischen Adels-, Privat- und öffentlichen Bibliotheken bzw. die Bedeutung der Bibliotheksgeschichte als Hintergrund für die Entstehung und Entwicklung der Geisteswissenschaften wird darin unterstrichen.³⁴

Doch im Gegensatz zu berühmten Privatbibliotheken (vor allem von adeligen Eigentümern außerhalb jener Länder, die besonders von den Kriegen des 20. Jahrhunderts betroffen waren), die nach wie vor in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung und Umgebung besucht werden können, ist Tiecks Bibliothek verstreut und auch in Bezug auf ihre räumliche Organisation und Verwaltung kaum nachvollziehbar: Während andere stolze Sammler darauf bestanden, einen Katalog als Zeichen einer stabilen Identität einer geschlossenen Sammlung³⁵ anzufertigen oder schreiben/drucken zu lassen, wurde Tiecks Sammlung erst katalogisiert, als sie kurz davor stand, aufgelöst zu werden. Während Adelige und wohlhabende Bürger sich bemühten, ihren Büchern ein einheitliches Äußeres zu geben (um den ästhetischen Effekt zu vergrößern und die Zukunft der Sammlung sicherzustellen), hatte Tieck nur wenige Bücher geerbt und zudem kein Wappen, das er als Supralibros hätte verwenden können – und nachdem seine Frau und seine geliebte bibliophile Tochter gestorben waren, waren ihm lediglich Erben geblieben, denen er – so scheint es zumindest – seine Bücher nicht zukommen lassen wollte: die beiden Söhne seiner Schwester Sophie und seine jüngere Tochter Agnes, die – wie es heißt – eigentlich die Tochter seines Freundes Wilhelm von Burgsdorff war. Somit wurde nichts vorbereitet, um Tiecks Bibliothek durch Jahrhunderte hindurch zu bewahren. Es ist wichtig, private Adelsbibliotheken von Gelehrtenbibliotheken der Mittelschicht zu unterscheiden: Während erstere oft über Generationen gepflegt wurden, waren letztere große, hochspezialisierte Sammlungen, die von begrenzten finanziellen Mitteln geprägt waren und während eines einzelnen Lebens zusammengestellt wurden. In Tiecks Fall ist es die Gelehrtenbibliothek, die als Leitmodell dienen kann, wenn auch seine Sammlung eher als die eines Autors wahrgenommen wurde als die eines philologischen Experten. In weiterer Folge ging seine »zweite« Sammlung in der Adelsbibliothek von Klein-Oels auf und ging gemeinsam mit dieser großteils verloren. Der Katalog dieser schlesischen Sammlung verzeichnet gedruckte Werke alphabetisch ohne Nummerierung, Beschreibung oder Hinweise auf Provenienz.³⁶ Es scheint darin ein umfangreicher Tieck-Bestand auf (566-571, darunter auch der erste Asher-Katalog), ansonsten gibt es keine direkten Hinweise auf Vorbesitzer. In Einzelfällen ist zu überprüfen, ob beispielsweise der 1477er *Titurel* (BT 285 »conservation parfaite«) identisch mit der 1477er Ausgabe (»unvollst.«) aus Klein-Oels (572) ist.

Die Forschung liefert nur wenige Informationen zur Verstreuerung der Tieckschen Bücher. Das *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland* gibt nur beiläufige Informationen zum Bestand relevanter Bibliotheken.³⁷ Laut dem *Handbuch der historischen Buchbestände in Österreich* gelangten aus der Sammlung Ludwig Tieck's [Ausgaben des 2., 3. und 4. Shakespeare-Folios] in die Hofbibliothek".³⁸ Zu spanischen Texten in Wien lautet die Information: »Von den im 19. Jh. erfolgten systematischen Ergänzungen sind

Ankäufe bei den Auktionshäusern Dumont in Paris, Butsch in Augsburg, Asher in Berlin (Ternaux-Compansche Sammlung aus der Auktion Ludwig Tieck), Leibrock in Braunschweig (Lemkesche Sammlung) und Hiersemann in Leipzig (Sueltas: spanischer Dramatiker) nachzuweisen.³⁹ In Bezug auf die Staatsbibliothek Berlin besteht die Hauptschwierigkeit in der Nachverfolgung jener Bücher, die während des Zweiten Weltkriegs ausgelagert wurden: *Verlagert, verschollen, vernichtet* stellt eine Karte aller Bücherlager während des Krieges zur Verfügung.⁴⁰ Die Akzessionslisten der StaBi Berlin verzeichnen 118 Titel, von denen knapp die Hälfte als Kriegsverlust geführt wird; wenige bekannte Titel werden als Bestand der Russischen Staatsbibliothek angeführt. B. Fabians *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa* liefert Hinweise auf den Verkauf Tieckscher Bücher nach London⁴¹ und erwähnt eine Ausgabe des Katalogs mit Anmerkungen, die auf Kaufwünsche hindeuten; allerdings seien nicht alle Käufe getätigt worden; einzelne Bände sollen zwar nach London gebracht, danach aber als Duplikate wieder rückgestellt worden sein. In der British Library wurden durch Projektrecherchen zwei Ausgaben des ersten Asher-Katalogs mit Anmerkungen ausgeforscht, die zur Zeit ausgewertet und als Grundlage eines Forschungsaufenthalts in London dienen werden.

Die Erforschung der Tieckschen Bibliothek kann mit der minutiösen Katalogisierung von Goethes Büchersammlung und seine Verwendung der Bibliotheken in Weimar und Jena⁴² verglichen werden, oder auch mit der Rekonstruktion der Bibliothek der Brüder Grimm,⁴³ und zwar in Bezug auf Stellung, Geschichte, Faktenlage und Methode. Im Gegensatz zu Tiecks Sammlung war jene der Brüder Grimm (mit über 7000 Titeln) größtenteils einheitlich gebunden und mit einem Exlibris-Stempel versehen; wie Tieck führten die Grimms keine vollständige Liste ihrer Sammlung, und wie auch in Tiecks Fall wurden die Bücher der Grimms zum Großteil 1869 an Asher verkauft und in viele Richtungen verstreut. Eine große Zahl verblieb in Berlin, wertvolle Texte gingen im Zweiten Weltkrieg verloren, und wie bei Tieck spielten Erben eine gewichtige Rolle. Deneckes und Teitges Vorgehensweise (die Bände wurden in Bezug auf Provenienz, Nutzungsspuren, Widmungen und Anmerkungen hin untersucht) dient als Modell für unsere Analyse der Tieckschen Bibliothek. Ihr Katalog ist nach Themen gegliedert und weist einen alphabetischen Index sowie einige Bilder auf. Zur Zeit scheint keine Tiecks Sammlung vergleichbare Bibliothek in Form einer Online-Bibliothek zugänglich zu sein; auch die Schiller-Bibliothek ist lediglich in einem elektronischen File mit bibliografischen Informationen und Marginalien gespeichert, die Datenbank selbst ist über das Netz nicht zugänglich. Über diese Überlegungen hinaus lässt sich Tiecks Sammlung auch mit anderen protokomparatistischen privaten Gelehrtenbibliotheken vergleichen, etwa den Sammlungen von Johann Adolf Schlegel, Johann Joachim Eschenburg, Johann Gottfried Herder (die alle vor Tieck geboren wurden) und von August Wilhelm Schlegel.⁴⁴

Bestände der Tieckschen Bibliothek an der ÖNB

Die Verfolgung und Analyse der Ankäufe der Wiener Hofbibliothek steht innerhalb des Projekts an zentraler Stelle – naheliegend einerseits durch die gegebene räumliche Nähe und die bestehende Kooperation des Projekts mit der ÖNB, andererseits durch den Umfang der nach Wien

gelangten Bestände. An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass Achim Hölter bereits in der 1980er Jahren im Rahmen seiner Dissertationsrecherchen auf die freundliche Unterstützung der ÖNB zählen konnte und auf Anfrage Aktenmaterial zur Berliner Auktion aus der Sicht der Hofbibliothek zur Verfügung gestellt bekam – die Ergebnisse (v.a. Korrespondenz des Beauftragten der Wiener Hofbibliothek Ferdinand Joseph Wolf mit seinem Vorgesetzten Frh. von Münch-Bellinghausen über den Verlauf der Auktion⁴⁵) wurden bereits 1989 publiziert⁴⁶ und bilden in gewisser Weise den Ausgangspunkt der Erforschung von Ludwig Tiecks Bibliothek im Rahmen des 2014 bewilligten Projekts. Grundlage derzeit laufender Autopsien ist das 333 Nummern auflistende sogenannte »Herz-Verzeichnis«⁴⁷; die Tieck-Provenienz etwaiger weiterer Bände der ÖNB wird in Kooperation mit der ÖNB noch überprüft. Detailfragen ergeben sich in Bezug auf den Umgang mit etwaigen Dubletten und der Auflösung von Adligaten. Eine wichtige Quelle hierfür ist neben dem Hausarchiv und den Korrespondenzen der handschriftliche Kapselkatalog. Geplant ist auch eine Erweiterung der Metadaten, sowohl mit Hinweisen auf handschriftliche Bemerkungen als auch auf die Tieck- und Tieck-Wolf-Provenienz.

Wolf und Münch-Bellinghausen sind hierbei von besonderem Interesse, da sie beide in der Folge der Auktion auch durch genaue Kenntnis von Tiecks Spanien-Sammlung zu Koryphäen der sich formierenden Hispanistik wurden. In Bezug auf die Frage, ob sich Wolf und Münch-Bellinghausen auch persönlich an der Auktion beteiligten, sind Quellen des Hausarchivs der ÖNB sowie des *Haus-, Hof- und Staatsarchivs (Akten des Obersthofmeisteramtes)* einzusehen wie auch Briefe aus der *Sammlung von Handschriften und alten Drucken*, etwa aus den Nachlässen Theodor Georg von Karajans (1810-1873) und Münch-Bellinghausen (1806-1871); zudem wurde die nachgelassene Bibliothek Ferdinand Wolfs von der Hofbibliothek 1866 angekauft.⁴⁸ All diese Bemühungen werden neue Informationen zur Auktion der Tieckschen Bibliothek und zur Akquisitionspolitik der Hofbibliothek zutage fördern.

- 1 Die Geschichte der Tieckschen Bibliothek wird hier nur in geraffter Form wiedergegeben; für eine umfassende und detaillierte Darstellung vgl. A. Hölter, *Tiecks Bibliothek*, in: C. Stockinger u. S. Scherer (Hrsg.): *Ludwig Tieck. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin/ New York 2011, 314-321. Vgl. auch A. Hölter *Ludwig Tieck. Literaturgeschichte als Poesie*. Heidelberg 1989, 94-110, 397-424.
- 2 R. Folter, *Deutsche Dichter- und Germanisten-Bibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge*. Stuttgart 1975.
- 3 Vgl. etwa W. Adam, *Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert*. Fortschrittsbericht (1975-1988). IASL 15 (1990), 123-173 bzw. W. Adam, *Bibliotheken als Speicher von Expertenwissen. Zur Bedeutung von Privatbibliotheken für die interdisziplinäre Frühneuzeit-Forschung*, in: C. Brinker-von der Heyde u. J. Wolf, *Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit. Bibliotheken zwischen Barock und Aufklärung*. Kassel 2011, 61-69; auch P. Raabe, *Gelehrtenbibliotheken im Zeitalter der Aufklärung*. Paderborn 1987.
- 4 Vgl. G. A. E. Bogeng, *Die großen Bibliophilen. Geschichte der Büchersammler und ihrer Sammlungen*. 3 Bände, Leipzig 1922, 193; umfassend A. Hölter 1989, 94-110.
- 5 Vgl. R. Köpke, *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen*. 2 Bd. Leipzig 1855 (Nachdruck Darmstadt 1970), I, 7.
- 6 Vgl. P. J. Becker, *Bibliothekstreisen in Deutschland im 18. Jahrhundert*. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 21 (1980), 1361-1534.
- 7 Vgl. Köpke II, 29.
- 8 Vgl. H. Lüdeke von Möllendorff (Hrsg.), *Aus Tiecks Novellenzeit. Briefwechsel zwischen Ludwig Tieck und F. A. Brockhaus*. Leipzig 1928, 28f.
- 9 Z.B. Joanna Baillie, A series of plays, in which it is attempted to delineate the stronger passions of the mind, each passion being the subject of A Tragedy and A Comedy. London 1802. (ÖNB: 23716-B).
- 10 Vgl. U. Schweikert (Hrsg.): *Ludwig Tieck*. 3 Bde. München: Heimeran 1971 (= Dichter über ihre Dichtungen 9), 2, 142.
- 11 Vgl. *ibid.* 3, 267 u. 270.
- 12 Vgl. L. Tieck, *Schriften*, 28 Bde. Berlin 1828-54, 22, 13.
- 13 U. Schweikert (Hrsg.): *Schriften 1836-1852*. Frankfurt/Main 1986 (= *Ludwig Tieck. Schriften in 12 Bänden* 12), 221.
- 14 H.W. Hewett-Thayer, *Tieck's Marginalia in the British Museum*, *The Germanic Review* 9 (1934), 9-17, 5.
- 15 Vgl. Folter 1975, zu Tieck 194f.
- 16 Verträge bei Hölter 1989, 398-409.
- 17 *Catalogue de la bibliothèque célèbre de M. Ludwig Tieck qui sera vendue à Berlin le 10. décembre 1849 et jours suivants par MM. A. Asher & Comp.* Berlin 1849. Reprint, unter Hinzufügung eines Vorworts von Erich Carlsohn, Wiesbaden 1970. Zu näheren Informationen zu Katalog und Reprint, siehe Hölter, *Tiecks Bibliothek*, 314-321.
- 18 Vgl. die Wiener Archivakte ÖNB Wien, HB 208, 222 und 249/1849 sowie HB 51/1850; daraus die Korrespondenz bei Hölter 1989, S. 409-423.
- 19 Vgl. auch P.J. Weimerskirch, *Antonio Panizzi's acquisitions policies for the library of the British Museum*. Diss. (Bibliothekswissenschaften) Columbia University 1977.
- 20 Hölter 1989, 424.
- 21 *Catalogue d'une collection précieuse de livres rares et curieux provenants en partie de la bibliothèque célèbre de M. Ludw. Tieck, en vente, aux prix marqués, chez A. Asher & Co. libraires*. Berlin 1850.
- 22 Vgl. eine der Ausgaben der BT 1849 in der British Library (011900ee29), die Anmerkungen zu Inventar-zwecken nach erfolgtem Ankauf enthält.
- 23 Berlin 15. August 1852, Tieck an Graf Yorck: L. Tieck, *Letters. Hitherto Unpublished 1792-1853*. Collected and ed. by Edwin H. Zeydel, Percy Matenko, Robert Herndon Fife. New York, London 1937, 552.
- 24 *Knigi iz sobranija grafov Jork fon Vartenburg v rossijskich bibliotekach: katalog. Bücher aus der Privatsammlung der Grafen Yorck von Wartenburg in russischen Bibliotheken: Katalog*. Buchzentrum Rudomino 2012.
- 25 E.H. Zeydel, *Ludwig Tieck and England. A Study in the Literary Relations of Germany and England During the Early Nineteenth Century*. Princeton: 1931, 227-56. Siehe auch: E.H. Zeydel, *Ludwig Tieck's Library, Modern Language Notes* 42 (1927), 21-25.
- 26 Vgl. auch H. W. Hewett-Thayer, *Tieck and the Elizabethan Drama: His Marginalia*, *Journal of English and Germanic Philology* 34 (1935), 377-407.
- 27 W. Fischer, *Zu Ludwig Tiecks elisabethanischen Studien: Tieck als Ben Jonson-Philologe*, *Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft* 62 (1926), 98-131, 120f.
- 28 E. Neu, *Tieck's Marginalia on the Elizabethan drama: The Holdings in the British Library*. Phil. Diss. Cambridge: 1987.
- 29 C. Stockinger u. S. Scherer (Hrsg.), *Ludwig Tieck. Leben – Werk – Wirkung*. Berlin, Boston 2011.
- 30 Vgl. L.S. Thompson, *Private Libraries*, in: A. Kent/H. Lancour/J.E. Daily (Hrsg.): *Encyclopedia of Library and Information Science*. Bd. 24. New York, Basel: 1978, 125-192, 171.

- 31 J. Overmier, Private Libraries, In: W.A. Wiegand u. D.G. Davis (Hrsg.): *Encyclopedia of Library History*. New York/London 1994, 513-517, 515.
- 32 I. Quadranti, *La biblioteca di casa Pindemonte e i libri di Ippolito*. Studio bibliografico-filologico. 2 Bde. Verona 2009.
- 33 A. Campana (Hrsg.), *Catalogo della Biblioteca Leopardi in Recanati (1847-1899)*. Nuova ed. Prefazione de Emilio Pasquini. Firenze: 2011.
- 34 Vgl. T. Sander, *Ex Bibliotheca Bunaviana. Studien zu den institutionellen Bedingungen einer adligen Privatbibliothek im Zeitalter der Aufklärung*. Dresden 2011, vor allem 125-135).
- 35 Vgl. U. Jochum, *Die Idole der Bibliothekare*. Würzburg 1995, 44.
- 36 Vgl. *Graf Yorck von Wartenburgsche Fideicommiss-Bibliothek Klein-Oels. Alphabetischer Catalog. I. Abtheilung*. [gedruckt in Breslau, o. J., datiert 1874; 631 S.: StaBi: RLS Dr 5159; ohne Vorwort, ohne Autor]; siehe auch J. Ringelnatz, *Mein Leben bis zum Kriege*. Reinbek: 1966; *Sammlung von hervorragenden Seltenheiten vornehmlich aus Literatur und Kunst darin die Dubletten der gräflich York v. Wartenburgschen Schloßbibliothek in Kleinoels*. Berlin: Max Perl 1907.
- 37 B. Fabian (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland*. 27 Bde. Hildesheim/Zürich/New York 1996-2000.
- 38 B. Fabian (Hrsg.), *Handbuch der historischen Buchbestände in Österreich*. 4 Bde. Hildesheim/Zürich/New York 1994-1997, Vol. 1, 100.
- 39 *Ibid.*, 93.
- 40 Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz: *Verlagert, verschollen, vernichtet... Das Schicksal der im 2. Weltkrieg ausgelagerten Bestände der Preußischen Staatsbibliothek*. Berlin: 1995, 46 47-50 weiterführende Bibliografie. Zur Auslagerungsgeschichte siehe auch: G. Voigt, *Die kriegsbedingte Auslagerung von Beständen der Preußischen Staatsbibliothek und ihre Rückführung. Eine historische Skizze auf der Grundlage von Archivmaterialien*. Hannover: 1995; W. Schochow, *Bücherschicksale. Die Verlagerungsgeschichte der Preußischen Staatsbibliothek. Auslagerung, Zerstörung, Entfremdung, Rückführung. Dargestellt aus den Quellen*. M. e. Geleitwort v. Werner Knopp. Berlin, New York 2003.
- 41 B. Fabian (Hrsg.), *Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa. Eine Übersicht über Sammlungen in ausgewählten Bibliotheken*. 12 Bde. Hildesheim/Zürich/New York 1999-2001, Bd. 10, 53 56sq. mit Informationen zum Autor des Asher-Katalogs, Albert Cohn, und 84 »Die Sammlung Tieck«1.
- 42 Vgl. K. Bulling, *Goethe als Erneuerer und Benutzer der jenaischen Bibliotheken*. Jena: 1932; E. Keudell, *Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke.*, hrsg. m. e. Vorw. v. W. Deetjen. Weimar 1931; H. Ruppert, *Goethes Bibliothek. Katalog*. Leipzig 1978.
- 43 L. Denecke u. I. Teitge, *Die Bibliothek der Brüder Grimm. Annotiertes Verzeichnis des festgestellten Bestandes*. Hrsg. von F. Krause. Weimar 1989.
- 44 Vgl. Folter, 1975, 175f.
- 45 Vgl. die Wiener Archivakte ÖNB Wien, HB 208, 222 und 249/1849 sowie HB 51/1850.
- 46 Hölter 1989, S. 409-423.
- 47 *Verzeichnis von Büchern aus der Bibliothek Ludwig Tiecks, die nach Randbemerkungen in einem Exemplar des Auktionscataloges von der K.K. Hofbibliothek in Wien eingekauft worden sind.* – Handschrift, ÖNB Ser. Nov. 4300, Schenkung Wilhelm Herz, Berlin, Akt v. 7.12.1905 3.1236.
- 48 ÖNB Archiv 87 1/2/1866.

Ein trübes Wochenende zuhause. Zack, den Laptop auf den Schoß und losgeklickt. Wohin? Auf Facebook natürlich! Hier wird gepostet, geliked und kommentiert was das Zeug hält. Von romantischen Urlaubsfotos über Zeitungsartikel bis hin zu skurrilen Bilder und Fun-Postings reicht das bunte Angebot, das jederzeit zum hemmungslosen Prokrastinieren einlädt. Sie fühlen sich jetzt fast ein wenig ertappt? Dann gehören Sie vermutlich zu den aktuell 3.400.000 Facebook-UserInnen in Österreich – eine beeindruckende Zahl.

Vor zweieinhalb Jahren, im Oktober 2012, entschloss sich auch die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) als prominente Kulturinstitution die Möglichkeiten von Facebook (FB) zu nutzen. Ein eigener Account sollte angelegt werden, um neue Nutzerkreise zu erschließen und damit im Sinne einer Demokratisierung des Wissens die reichhaltigen Bestände der Bibliothek ortsungebunden auch Menschen nahe zu bringen, die nicht als ForscherInnen oder StudentInnen die Lesesäle benutzen. Anders als bei anderen von der ÖNB verwendeten Medien wie etwa dem elektronischen Newsletter und dem gedruckten Magazin, können auf Facebook Bilder mit einem kurzen, meist unterhaltsamen Informationstext und dem Link zu den entsprechenden Beständen gepostet werden. Dies ermöglicht es, tagesaktuell auf Trends oder Ereignisse einzugehen und damit die Relevanz der vorhandenen Bestände sowie das moderne Bild einer Bibliothek zu unterstreichen.

Die Idee, möglichst viele Kulturinteressierte direkt auf FB abzuholen und für die größte wissenschaftliche Archivbibliothek des Landes zu begeistern, ging auf. Bereits im Dezember desselben Jahres verbuchte der ÖNB-Account 1.000 Facebook-»Freunde« bzw. -Fans, ein Jahr nach seinem Entstehen waren es bereits über 5.500 Fans. Und es ging noch weiter bergauf: Aktuell sind es schon über 11.700 Fans. 61% aller ÖNB-Fans auf FB sind Frauen: im Vergleich zu 46% Frauenanteil auf FB insgesamt ein interessanter Wert. Die größte Altersgruppe ist jene der 25-34-Jährigen (19 % bei den weiblichen ÖNB-Fans auf FB, 11 % bei den männlichen), 3% bzw. 2% der ÖNB-Fans auf FB sind über 65 Jahre. Die meisten Fans stammen aus Österreich (aktuell 9.534) und Deutschland (aktuell 410), dazu kommen jedoch auch Fans aus der Mongolei, Tunesien oder Thailand! (Stand: Mai 2015)

Gepostet wird, wie bereits angesprochen, Interessantes und weniger Bekanntes aus den vielfältigen Beständen des Hauses: Vom altägyptischen Papyri über den barocken Globus bis hin zu originellen Publikationen der letzten Jahre. Erweitert wird der reiche Ideenpool aus den acht Sammlungen der ÖNB um Inhalte aus den verschiedenen Abteilungen

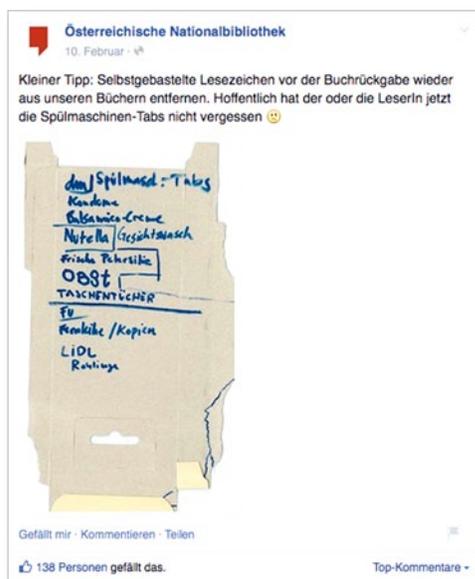
(beispielsweise aus Benützungsservices), die mit Anekdoten und Fundstücken immer wieder Stoff aus dem unmittelbaren Bibliotheksalltag bieten. So fanden kürzlich etwa in Büchern vergessene Einkaufszettel (dazu später mehr) oder kurios verpackte »Büchermumien« ihren Weg auf Facebook. Zu guter Letzt dient die FB-Präsenz der ÖNB selbstverständlich auch der Information. BenützerInnen und BesucherInnen erfahren hier nicht nur Aktuelles aus der Benützung, sondern auch aktuelle Veranstaltungstermine, etwa Ankündigungen zu Sonderführungen, Musik- oder Literatursalons im Haus. Seit 18. April kommen hier auch die zahlreichen Veranstaltungen im neueröffneten Literaturmuseum hinzu. Nicht zuletzt bietet FB auch die Möglichkeit, Interessenten innerhalb der FB-Community auf die kommenden und laufenden Sonderausstellungen in Prunksaal und Papyrusmuseum der ÖNB hinzuweisen und ihnen durch ausstellungsbezogene Postings einen kleinen Vorgeschmack zu geben.

Ziel war (und ist) es, alle Sammlungen, museale Bereiche und ausgewählte Abteilungen gleichermaßen einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Die ÖNB als Archivbibliothek hat hier einen nicht ganz unbedeutenden Vorteil: Der Großteil der vorhandenen Bestände unterliegt aufgrund seines Alters nicht mehr dem Urheberrecht und kann daher problemlos gepostet werden und auch von Fans weiter geteilt werden. Zudem sollte die Bekanntheit der digitalen Angebote der ÖNB erhöht und Besuche im Digitalen Lesesaal beworben werden. Ein schönes Beispiel dafür: Seitdem die ÖNB auf Facebook aktiv ist, haben sich die direkten Zugriffe aus der sozialen Plattform auf das digitale Zeitungsangebot von ANNO (anno.onb.ac.at) verdoppelt.

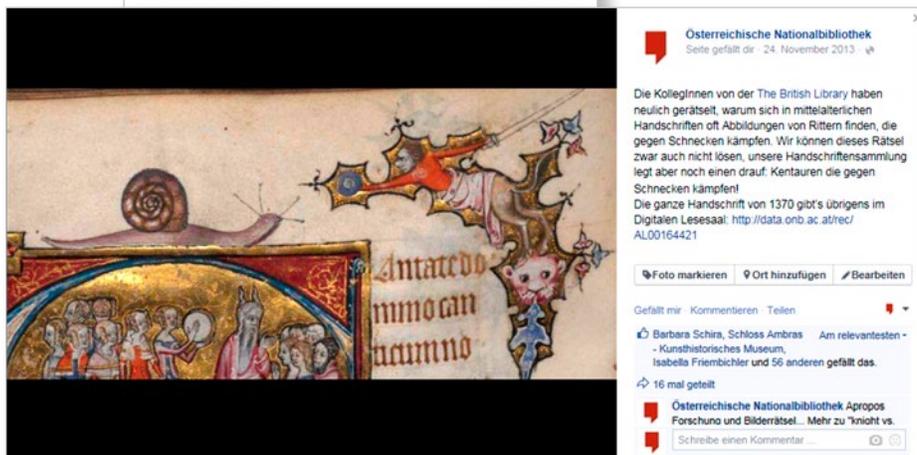
Doch Ordnung ist alles. Um ein kohärentes und ausgewogenes Erscheinungsbild zu gewährleisten und eine Struktur in all diese Ideen zu bringen, werden mögliche Inhalte in einem Content-Plan festgehalten. Der Content-Plan ist das Herzstück der Redaktion, er enthält die vorgesehenen Daten der Veröffentlichung, die Texte, die Links zu den Beständen sowie nähere Informationen zum Objekt. Das Redaktionsteam ist zweigeteilt: das aktiv postende Kern-Team in der Abteilung Kommunikation und Marketing der ÖNB und das erweiterte Redaktions-Team in den Sammlungen und Abteilungen, das Inhalte vorschlägt. Das Projekt »Facebook« ist in dieser Form nur durch die enge Zusammenarbeit von Kern- und erweitertem Team möglich.

Apropos Kommunikation: Ein wichtiger Punkt ist last but not least auch die Kommunikation zwischen Redaktion und FB-UserInnen. Das zeitnahe Beantworten von Fragen zu einem Posting/Objekt sowie das Beantworten von Emails über den FB-Account gehören ebenfalls zu den Aufgaben der Kernredaktion. Spezifische wissenschaftliche Auskünfte zu den Objekten werden stets in Rücksprache mit den jeweiligen Experten in den einzelnen Abteilungen gepostet. Als Sprachrohr der Österreichischen Nationalbibliothek ist selbstverständlich auch der FB-Account zu einer neutralen, sachlichen Haltung verpflichtet und bemüht, in Diskussionen zwischen den UserInnen nur in Ausnahmefällen einzugreifen. Nichtsdestotrotz kommt es vor, dass UserInnen wiederholt gegen die auf der Website einsehbare Netiquette verstoßen und von der Redaktion verwarnt bzw. geblockt werden müssen. Dies ist glücklicherweise die Ausnahme, der Regelfall sind vielmehr zahlreiche interessierte und interessante Fragen und Kommentare von Seiten unserer ÖNB-Fans.

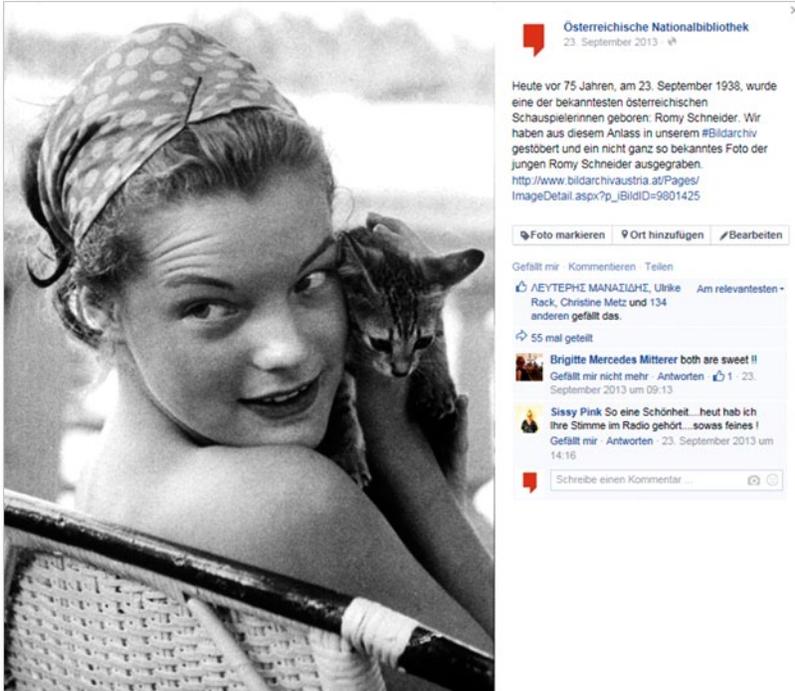
Zu den »Abräumern« unter den Posting-Motiven zählen Bilder schöner Frauen, süßer Tiere und Regenbögen. Gerne auch alles gemeinsam. Sie sind neugierig geworden? Kein Problem, hier eine kleine Auswahl der Best-of-Postings der letzten Jahre.



Fast ein bisschen berühmt wurde dieser zum Lesezeichen unfunktionierte Einkaufszettel aus Pappe. In einem Buch vergessen dokumentiert er das Leben unserer LeserInnen und wurde als originäres »Zeitdokument« der FB-Redaktion von aufmerksamen Kollegen zugesandt. In der Reihe »Originelle Fundstücke. Aus dem Leben eines Bibliothekars« wurde das kreative Helferlein schließlich mit einem Posting verewigt. Über 130 FB-Fans waren amüsiert.



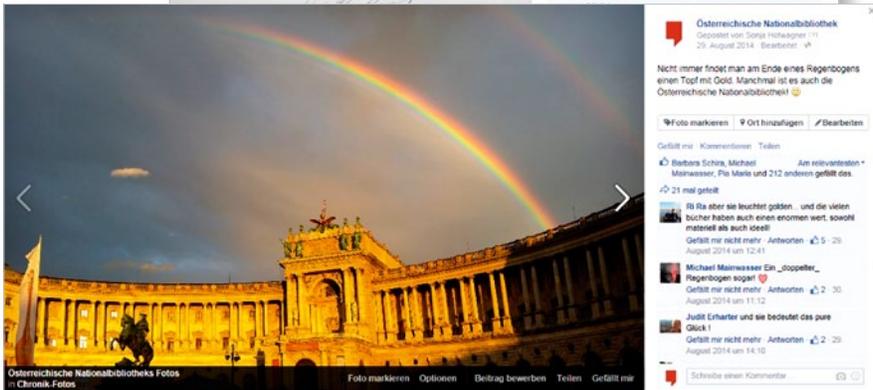
Mittelalterliche Handschriften sind langweilig? Von wegen! Mit dem heroischen Kampf Schnecke gegen Kentaur konnte dieses Digitalisat aus der Sammlung von Handschriften und alte Drucken bei den FB-Fans der ÖNB punkten. Spannende Details wie kunstvoll ausgeschmückte Initialen oder Drollerien finden sich zuhauf in den kostbaren alten Handschriften. Eine Abbildung der kompletten Seite oder ein Link zum Digitalisat des Objekts im digitalen Lesesaal wird im Posting selbstverständlich stets mitgeliefert, Interessierte können also jederzeit die komplette Handschrift/das komplette Buch online durchblättern. Vorausgesetzt natürlich, Ihr Internetanschluss ist nicht so langsam wie diese Prachtschnecke ...



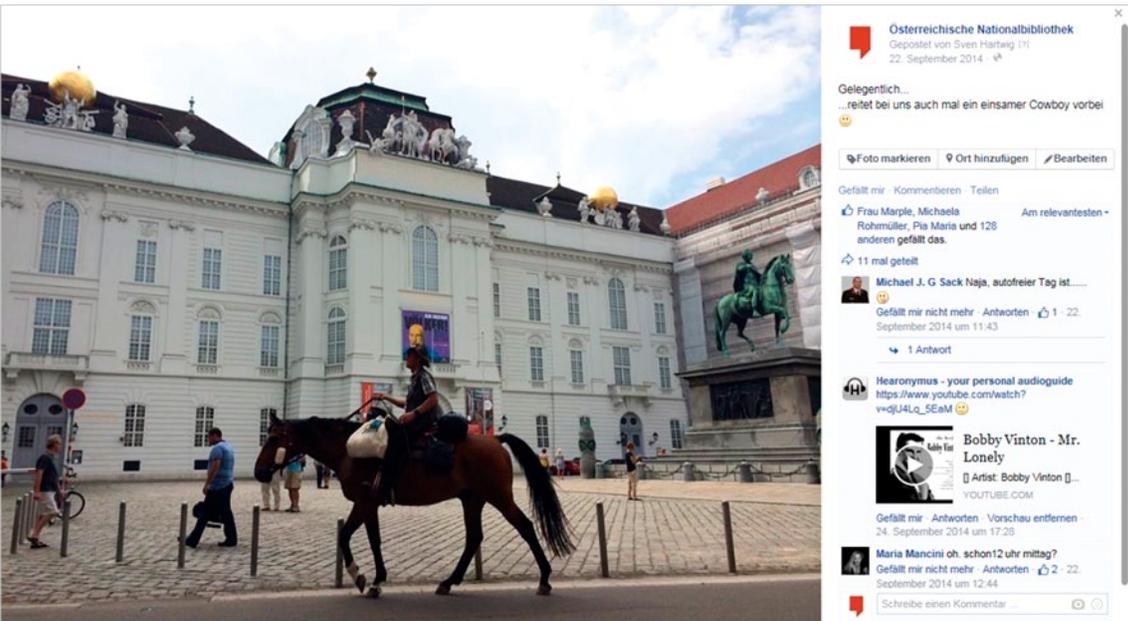
Es ist ein offenes Geheimnis: Schöne Frauen ziehen immer. Wenn es sich bei dieser schönen Frau jedoch auch noch um Romy Schneider handelt und diese zudem auch noch ein putziges Kätzchen hält, dann muss man das doch einfach gut finden. Dieses Posting anlässlich des (leider nicht mehr erreichten) 75. Geburtstages des populären österreichischen Weltstars zählt ebenfalls zu den beliebtesten. Franzl wäre sicher stolz.

Generell sind viele FB-Beiträge der ÖNB anlassbezogen. Geburtstage, Sterbetage, diverse Aktionstage und brandaktuelle Ereignisse wie etwa der österreichische Sieg beim Songcontest 2014 durch Conchita Wurst bieten da natürlich einen willkommenen »Aufhänger«. Oder hätten Sie sonst gewusst, dass – bezugnehmend auf das Kultbuch »Per Anhalter durch die Galaxis«, den Bestseller von Douglas Adams – auch dieses Jahr am 25. Mai wieder der »International Towel Day« (dt. Handtuch-Tag) gefeiert wird?

Diese Dame, eine geborene Wienerin, umrundete Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur einmal, sondern sogar zweimal die Welt. Bildarchiv und Grafiksammlung initiierten im vergangenen Jahr die Kurzserie »Österreichische Entdecker«, im Rahmen derer innerhalb von einer Woche die Porträts von EntdeckerInnen, ForscherInnen und Freiweibern der Habsburgermonarchie gepostet wurden. Ida Pfeiffer, Rudolf Carl Freiherr von Slatin oder Jakob Eduard Polak – sie alle bereisten damals noch kaum bekannte Erdteile, lernten diverse Landessprachen und publizierten ihre spannenden Erlebnisse oder wissenschaftlichen Erkenntnisse später zuhause.



»Nicht immer findet man am Ende eines Regenbogens einen Topf mit Gold. Manchmal ist es auch die Österreichische Nationalbibliothek!«, so hieß es im August 2014. Dass sich viele FB-UserInnen auch über diesen »Fund« am Ende dieses imposanten Regenbogens freuten, zeigte der Erfolg des Postings. Der Schnappschuss (zugegeben von professioneller Hand gemacht) erntete sensationelle 215 Likes – und das, ohne dass mit einem Topf voll Gold nachgeholfen wurde!



Und last but not least ein ganz besonderes Schmankerl.
 Dass man für einen lustigen Beitrag manchmal auch einfach nur mit offenen Augen durch die Welt, konkret: über den Josefsplatz, gehen muss, zeigt dieser Beitrag. Die FB-Redaktion »erwischte« diesen einsamen Cowboy vor dem Gebäude der Österreichischen Nationalbibliothek. Wohin er wohl wollte? Und ob er vielleicht zuvor in der Modernen Bibliothek am Heldenplatz sämtliche Karl May-Romane durchstöbert hatte? Wir wissen es nicht. Anlass für ein spontanes Posting war der originelle Besucher aber allemal. Like!

*Erschließung des Fotobestandes der Sammlung »Nachlass der Familie
Wittgenstein-Stonborough«*

Die Österreichische Nationalbibliothek verfügt über eine umfangreiche Sammlung an Originaldokumenten zu Ludwig Wittgenstein, nach den Beständen der Wren Library des Trinity College in Cambridge die zweitgrößte Wittgenstein-Sammlung weltweit. Darin enthalten ist ein größerer Nachlassbestand aus dem Besitz der Familie Stonborough (Cod. Ser. n. 37.580-27.669). Diese hochinteressante, sehr heterogene Sammlung umfasst unter anderem Objekte von Wittgensteins Eltern Karl und Leopoldine wie auch der Geschwister Ludwigs, wie zum Beispiel Kompositionen von Hans Wittgenstein, Skizzenbücher von Hermine, Theaterlibretti von Margarethe und Baupläne zum Haus in der Kundmannngasse von Paul Engelmann und Ludwig Wittgenstein.

Teil der Sammlung Stonborough sind auch an die 600 Fotografien von biografisch wie kulturgeschichtlich höchstem Wert: drei Familien-Fotoalben sowie etwa 150 Einzelfotografien. Die meisten dieser Fotos sind bislang unpubliziert, darunter auch unbekannte Momentaufnahmen aus der Kindheit Ludwig Wittgensteins. Die Fotosammlung enthält neben Portraits der Familienmitglieder und der Freunde der Familie zahlreiche Aufnahmen der Familiensitze der Wittgensteins – besonders bedeutungsvoll die von Karl Wittgenstein erbaute und von seiner Familie ab den 1890er Jahren regelmäßig frequentierte Hochreith im südlichen Niederösterreich. Dazu kommen Bilder zahlreicher Reisen einzelner Familienmitglieder.

Im Rahmen des von einem privaten Sponsor finanzierten, von 2013 bis 2016 laufendem Forschungsprojekts werden die bislang größtenteils unpublizierten Fotos der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht sowie anhand deren Analyse ein bislang fehlendes umfassendes Bild der Familie und ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung gezeichnet.

Die Fotoalben wie die Einzelfotografien werden im Rahmen des Projekts im Hinblick auf alle relevanten Details erschlossen. Dazu gehören:

1. die Identifikation der dargestellten Personen
2. die Identifikation der Fotografen (private Person bzw. Fotoatelier)
3. Datierung
4. Ort der Aufnahme
5. Technik
6. Maße
7. Beschreibung des Inhalts / Anlasses
8. Kommentare wie Beschriftungen der Fotografien sowie der diesbezüglichen Hintergrundereignisse.



Abb. 1:
Ludwig Wittgenstein
und Inky von Schneller,
(Ina-Maria von Schneller,
Tochter von Hans und Ka-
tharina Maria von Schnel-
ler, geborene Salzer) in
Neuwaldegg anlässlich
der Silbernen Hochzeit
von Karl und Leopoldine
Wittgenstein im Mai 1899
(Fotoalbum Cod. Ser. n.
37632, Seite 1)



Abb. 2: Karl Wittgenstein mit seinen Enkeln Marie, Friedrich und
Felix Salzer (Kinder von Max Salzer und Helene Salzer, geborene
Wittgenstein) im Garten der Villa in Neuwaldegg im Juni 1905
(Fotoalbum Cod. Ser. n. 37632, Seite 3)



Abb. 3: Die Familie Wittgenstein auf der Hochreith (Fotoalbum Cod. Ser. n. 37632, Seite 7)

Bild links: Hermine Wittgenstein am Kamin, Hochreith 1905

Bild rechts oben: Die Hausdame Rosalie Herrmann mit Marie und Friedrich Salzer (Kinder von Max und Helene Salzer, geborene Wittgenstein), Hochreith 1905

Bild rechts unten: Die Hausdame Rosalie Herrmann, Hermine Wittgenstein, die Großmutter Marie Kallmus, Paul, Margarethe und Ludwig Wittgenstein, Hochreith 1905



Abb. 4: Ludwig Wittgenstein auf der Hochreith um 1900
(Fotoalbum Cod. Ser. n. 37630, Seite 4)



Abb. 5: Ludwig Wittgenstein auf der Hochreith um 1900
(Fotoalbum Cod. Ser. n. 37630, Seite 6v)



Abb. 6: Der bekannte Geiger Joseph Joachim auf der Hochreith circa 1902 mit Marie Salzer, Tochter von Helene Salzer, geborene Wittgenstein (Fotoalbum Cod. Ser. n. 37630, Seite 12)

Die Identifikation der Fotografen umfasst auch diejenige der damals in Wien und in anderen europäischen Städten bekannten Fotoateliers des 19. und 20. Jahrhunderts und in diesem Zusammenhang auch die angewandten Fototechniken. Dabei ist von Relevanz, ob es sich um professionelle Fotografien aus Fotostudios handelt, oder um »Schnappschüsse« aus dem Familienkreis oder eines »Künstlerfreundes« der Familie – wie zum Beispiel des Malers und Stechers Ferdinand Schmutzer, des Malers Johann Victor Krämer oder auch des Fotografen der Secession Moriz Nähr. Ebenso sind die Arrangements und die Maße der in den Alben montierten Fotos von wissenschaftlicher Relevanz – Indiz für die Vorliebe der Familie Wittgenstein, sie nach ihren ästhetischen Bedürfnissen und persönlichen Freiheiten zu bearbeiten –, wie dies später auch bei Ludwig Wittgensteins persönlichem Fotoalbum aus den 1930er Jahren zu beobachten ist.

In Kooperation mit der Sammlung von Handschriften und Alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek wurde das Fotomaterial bereits digitalisiert und ist über den zentralen Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek (Quicksearch) – wie auch über den Handschriftenkatalog (HANNA) – online zugänglich. Die Forschungsergebnisse werden über den Katalog frei verfügbar sein und ermöglichen es, ForscherInnen der verschiedensten Wissensgebiete die Inhalte über Suchfunktionen direkt zu recherchieren und gezielt zu nutzen.

Die Fotoalben und einzelnen Fotografien (Originale wie auch Abzüge von Originalen) umfassen den Zeitraum von 1865 bis in die 1950er Jahre und dokumentieren die kulturhistorische Bedeutung der Familie Wittgenstein, so deren großes Interesse an Musik, Bildender Kunst, Architektur und nicht zuletzt an der damals noch jungen Technik der Fotografie.

Erschließung der Korrespondenz der Familie Wittgenstein

Die Sammlung von Handschriften und Alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Originalbriefen der Familie Wittgenstein, darunter circa 760 Briefe von beziehungsweise an Ludwig Wittgenstein. Diese sind bereits über die Elektronische Edition des Gesamtbriefwechsels des *Brenner-Archivs* in Innsbruck online zugänglich und bilden wertvolles dokumentarisches Material für das vorliegende Projekt. Feinerschlossen werden auch circa 350 Korrespondenzstücke zwischen anderen Familienmitgliedern, die nicht in der Online-Edition des *Brenner-Archivs* enthalten sind, jedoch für die biografische Wittgenstein-Forschung und die Erschließung des Fotobestandes größte Relevanz haben.

Die Aufarbeitung der Briefe erfolgt chronologisch und ist innerhalb der Chronologie nach Familienmitgliedern geordnet. In den Online-Katalog soll dabei Folgendes einfließen:

1. Namen (Normierung und Verknüpfung mit Normdatei GND)
2. Inhalt (Zusammenfassung des Inhalts in Regesten)
3. Eventuell Korrekturen weiterer Angaben wie Datierung, Ort etc.

Als Ergänzung werden auch zu jenen Korrespondenzen, die bereits im *Brenner-Archiv* publiziert sind, Inhaltsregesten formuliert und in den Online-Katalog eingegeben. Diese inhaltliche Feinerschließung stellt einen wesentlichen Mehrwert für die Wittgenstein-Forschung dar.

Wien 22.10.21

Mein lieber Ludwig,
ich hoffe die Lese des
Briefes, die Du in Oberlehen
zu mir gelassen hast in eine
Wasser, das ich für dich
in Dabbling & Dabbling habe.
Ich habe lange von dir
nicht gehört, nicht so
wie es dir geht, wie
lange Du noch in O.
bleibst — wenn ich
dich für wieder sehen

— werde. — Ich war mit
Frau Helene + 12-16 Sept.
in Rom in sehr gut
gefallt; war auch in Anzio
in sehr sehr schön werden
gelesen — herzlich!

Du kaufst Oth. sind
wie auf der Hohen. Vatte
Ich bringe mich immer den
Laut in sehr ungeschick
jenseit so viel.

Liebevollster
dein Onkel Paul Wittgenstein.
P. Wittgenstein
Dein alter O. Paul.



Abb. 7: Brief von Paul Wittgenstein (Onkel) an Ludwig Wittgenstein vom 22. Oktober 1921, mit Selbstportrait: »Ich trage immer noch den Bart und sehe ungefähr jetzt so aus.« (Autogr. 1277/9-11)



Gábor Almási, Farkas Gábor Kiss: *Europa Humanistica – Humanistes du bassin des Carpates (HU 2 [EH 14]). Humanistes du bassin des Carpates II.* Johannes Sambucus Turnhout: Brepols 2014, 291 Seiten ISBN: 978-2-503-53162-5

In der Humanismusforschung hat sich seit einigen Jahren die Reihe *Europa Humanistica* im Verlag Brepols als unverzichtbares Arbeitsinstrument etabliert; sie widmet sich in Ergänzung zu bestehenden oder voranschreitenden biographischen Arbeiten zu Humanisten dem philologischen Aspekt der Editionstätigkeit vor allem Klassischer Texte und deren buch- sowie wissenschaftsgeschichtlichen Aufarbeitung. Die Initiative zu einer solchen Auseinandersetzung mit dem klassischen Kulturerbe im Humanismus verdankt das Projekt der Abteilung Humanismus des Institut de Recherche et d’Histoire des Textes des Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS), Paris. Der Erfolg der Serie liegt in der gesamteuropäischen Konzeption; so haben neben dem französischen Team die einzelnen Bände der deutschen, ungarischen und tschechischen Arbeitsgruppe zur Internationalisierung beigetragen. Weitere nationale Teams bis nach Mexiko haben sich bereits für Folgebände angekündigt. Das Grundschema der Klassikerrezeptionsbände besteht neben einer sehr ausführlichen Einleitung in einer gründlichen Dokumentation der (zumeist) gedruckten Ausgaben, der wörtlichen Wiedergabe von Praefationes und Paratexten mit kurzen Einleitungen und Kommentaren, wo die Texte Erklärungen verlangen.

Den vorliegenden Band zu einem der bedeutendsten Humanisten im Donauraum der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Johannes Sambucus bzw. János Zsámbock, haben zwei profunde Kenner der Zeit, der Humanistenkultur und vor allem der diesbezüglichen Quellen vorgelegt: Gábor Almási hat das maßgebliche Werk

zu diesem Humanisten 2009 veröffentlicht (*The Uses of Humanism. Andreas Dudith [1533–1589], Johannes Sambucus [1531–1584], and the East Central European Republic of Letters* [Brill’s Studies in Intellectual History 185]. Leiden: Brill); er kann mit Recht als der beste Kenner dieser Persönlichkeit bezeichnet werden; kongenial erarbeitet er dazu mit einem der führenden Humanismusforscher Ungarns, Farkas Gábor Kiss, das breite Œuvre von Sambucus.

Mit Sambucus liegt ein Glücksfall eines Humanisten und seiner nachzeichenbaren Tätigkeit vor, mehr noch lässt sich bis hin zu seinen benutzten Quellen die Spur zurückverfolgen. Dazu trägt bei, dass der Bestand seiner griechischen Handschriften mehrheitlich von der Hofbibliothek nach seinem Tod erworben werden konnte – *en passant* eines der beiden Fundamente des griechischen Bestandes. In der Auswahl der Texte – mit deutlichem Schwerpunkt auf griechischen Texten – ist Sambucus ein Kind des klassischen Humanismus mit deutlicher Orientierung auf die klassische Antike, allerdings sprengt er diesen zeitlichen Rahmen auch mit einigen Editionen. Das 16. Jahrhundert zeigte nämlich in der Editionstätigkeit neben verbesserten und erweiterten Ausgaben der Pioniere des Humanismus auch eine regelrechte Manie bei der Suche nach jedwedem neuen Text, der den Kulturhorizont erweitern konnte. Eine Handschrift erlangte noch mehr Wert – als den rein materiellen –, wenn sie noch unveröffentlichtes Material enthielt. Die »Jagd« nach diesen Texten bestimmte die Gelehrten der Zeit, und damit verbunden die Veröffentlichung von *editiones principes, emendatae* und *auctae*. Verlassen hat Sambucus den antiken Kulturkreis 1555 mit Nilos Kabasilas, 1566 mit Aristainetos, 1569 mit Nonnos von Panopolis, 1571 mit Theodoros Laskaris, 1572 mit Ps.Hesychios, 1575 mit Ioannes Stobaios und Georgios Gemistos Plethon und schließlich 1576 mit Zosimos, Prokopios, Agathias und Iordanes.

Ergänzend – weil erst nach Abschluss erschienen – sei noch auf eine neue Arbeit zu dem wichtigen Korrespondenzpartner

Piero Vettori hingewiesen: Davide Baldi, *Il greco a Firenze e Pier Vettori (1499–1585)*. Alessandria: Edizioni dell’Orso 2014. In Annexe 2 (S. 245), Handschriften in der Österreichischen Nationalbibliothek aus dem Besitz des Sambucus, die nicht in der fundamentalen Aufarbeitung von Hans Gerstinger 1926 bzw. dann in seiner Briefausgabe 1968 Erwähnung fanden, wurde aus dem Nachlass des ehemaligen Mitarbeiters der Handschriftensammlung, István Németh, eine bislang unveröffentlichte Liste publiziert. Németh hat hierbei allerdings zum Großteil die Arbeit des unverdient verschwiegenen Hermann Menhardt (Das älteste Handschriftenverzeichnis der Wiener Hofbibliothek von Hugo Blotius 1576. Kritische Ausgabe der Handschrift Series nova 4451 vom Jahre 1597 mit vier Anhängen. Wien 1957) übernommen. Menhardt konnte dem von Gerstinger erarbeiteten Bestand von Sambucus-Handschriften weitere 29 griechische und 37 lateinische Codices zuweisen (S. 21–23). Einige der dort aufgezählten Handschriften vermisst man in Némeths Liste. Die beiden Handschriften des Supplementum graecum sind keine neuen Werke, sondern 1950 bzw. 1951 in der besagten Signaturengruppe neu aufgestellte, aus den Trägercodices (dort nur in Schutzfunktion der Codices Phil. gr. 154 bzw. 302 verwendet) herausgelöste Privaturkunden. Weitere griechische Handschriften über Menhardt hinaus wurden den Katalogen von Herbert Hunger und Otto Kresten entnommen, wobei auch ungesicherte Zuweisungen nun als Sambuciana erscheinen: Hist. gr. 61, 63, 72; Phil. gr. 53 ist zwar mit Phil. gr. 54 (aus dem Besitz des Sambucus) zusammengebunden, kann aber nicht aus seinem Besitz stammen, da der Codex um 1600 geschrieben ist; Phil. gr. 240, 258, 309, 336; Theol. gr. 13, 51; Theol. gr. 53 ist bei Gerstinger (1928, 351) bereits angeführt; 105, 131.

Die Arbeit von Almási und Kiss ist eine längst fällige und höchst gewissenhafte und akribische Aufarbeitung dieser Editionen. Für die Forschung des Humanismus im Donauraum (insbesondere auch mit der Einleitung [S. V–LXXII], die sehr gut

in das Netzwerk von Sambucus einführt) ist das Buch ein wahrer Gewinn. Die solide und umfangreiche Forschungsarbeit, die in dieses Werk hineingesteckt wurde, macht es zu einem *monumentum aere perennius* und Vorbild für weitere Arbeiten zum Humanismus im Donauraum.

Christian Gastgeber



Aleida Assmann:
Im Dickicht der Zeichen.
Berlin: Suhrkamp 2015,
359 Seiten
ISBN 978-3-518-29679-0

»Wir können ein Buch beenden und es zuschlagen, aber es gibt keinen roten Faden, der aus dem Dickicht der Zeichen herausführt.« Zu diesem Schluss gelangt Aleida Assmann im letzten Kapitel ihres neuen Buches, dessen Überschrift zugleich als Titel des ganzen Buches fungiert. In der Auseinandersetzung mit den literaturwissenschaftlichen Deutungsverfahren der Hodegetik, Hermeneutik und Dekonstruktion wird dargestellt, was trotz der methodischen Unterschiede für alle gleichermaßen gilt: Ein Entkommen aus der Sphäre der Zeichen ist dem Menschen nicht möglich. Sich in diesem Dickicht zu orientieren und zurechtzufinden, ist daher umso wichtiger.

In vierzehn Kapiteln setzt sich die Autorin mit dieser grundlegenden Gegebenheit des menschlichen Daseins auseinander. Das Buch will sich aus diesem Grund auch als Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Grundlagenforschung verstanden wissen. Es spannt dabei einen weiten Bogen und rückt das Thema Zeichen und Zeichendeutung aus verschiedenen Perspektiven in den Fokus. Dieser facettenreiche Perspektivenwechsel ist zwar vor allem der Tatsache geschuldet, dass es sich – mit Ausnahme eines neu verfassten Beitrags – bei den einzelnen Kapiteln um eine Zusammenführung von bereits publizierten Texten handelt. Das Buch dokumentiert

und bündelt damit aber bisher verstreute Beiträge zu Zeichentheorie und -praxis einer der einflussreichsten Kulturwissenschaftlerinnen der Gegenwart aus dem Zeitraum von 1988-2015. Die Texte wurden für die Neupublikation grundlegend überarbeitet und in fünf Themenkomplexe geordnet, um die jeweiligen Perspektivenwechsel zu kennzeichnen.

Trotz des Fehlens eines roten Fadens im Dickicht der Zeichen und der generellen Ausweglosigkeit des Menschen aus dieser Situation, benennt Assmann für ihr eigenes Werk die Frage »nach den Zeichen als kultureller Grundlage unserer Weltkonstruktion« als solchen. An diesem werden die Themenkomplexe *Zeichenstruktur und Zeichentypen, Alte und neue Hieroglyphen, Schriftbildlichkeit, Wilde Leser und Metamorphosen des Lesens* aufgereiht und miteinander verbunden.

Es wird so die grundsätzliche Frage ins Zentrum gestellt, »wie Zeichenstrukturen, kulturelle Semantik und Welterfahrung ineinandergreifen. [...] Da Menschen nicht unmittelbar in der Welt, sondern immer schon in einer durch selbstgemachte Zeichen organisierten kulturellen Umwelt leben, ist es für ein Verständnis historischer Epochen entscheidend, etwas über die innerhalb dieser Epochen geltenden Zeichenlogiken zu wissen[...]. Diese semiotische Metaebene in den Texten und Diskursen freizulegen und dabei die stets kontroversen, umkämpften und zum Teil auch Institutionen sprengenden Ordnungen der Zeichen sichtbar zu machen, ist das Anliegen des Buches.«

Das Buch widmet sich semiotischen Grundfragen und analysiert verschiedene Manifestationen der wechselhaften Codierung der Welt durch Signifikanten und Signifikaten. Assmann nimmt eine Strukturierung zur Identifikation und Unterscheidung von Zeichentypen vor, um den Leser für seine Fähigkeit als *homo interpretis* zu sensibilisieren, Deutungspotentiale aufzuzeigen und für die Beantwortung ihrer Leitfrage fruchtbar zu machen. So wird ein Bewusstsein für Zeichen unterschiedlichster Art entwickelt. Es geht dabei gewissermaßen um eine Wiederbesinnung auf Zeichentypen, die mit dem Siegeszug der modernen Naturwissenschaft und der damit einhergehenden Entzauberung der

Welt semiotisch neutralisiert bzw. scheinbar obsolet wurden. Anzeichen, physiognomische Zeichen, Vorzeichen, Offenbarungen, Embleme und Hieroglyphen sind Beispiele dafür. Der Blick wird auf Zeichen jenseits der sprachlichen Kommunikation gerichtet, die so eine umfassendere Lesbarkeit der Welt erschließen. Es gilt dabei, die jeweilig wirkmächtige *Zeichenkraft* zu erkennen und produktiv werden zu lassen. Auch um zu verstehen, was überhaupt etwas zu einem Zeichen macht, und worauf diese Zeichenhaftigkeit gründet.

Dies wird an zahlreichen Beispielen veranschaulicht, die sowohl den Blick für die Funktionsweise von Zeichen und Zeichencodes schärfen, als auch den Wandel aufzeigen, dem die Zeichengebung und deren Deutung unterliegen. So kann der Leser nachvollziehen, wie sich die seit der Antike vorherrschende, und vor allem durch den Platonismus beförderte, Wertschätzung der tieferen Bedeutung und der damit einhergehenden Geringschätzung der äußeren Zeichen verändert. Diese wandelt sich im Laufe der Zeit – exemplarisch an Goethes Farbenlehre dargestellt – zu einem *Bekenntnis der Oberfläche*, also zu einem Bekenntnis zum Zeichen selbst, bis in der Gegenwart mit der derridaschen Philosophie der Dekonstruktion schließlich eine grundlegende Abkehr vom Idealismus vollzogen wird. »Mit der Priorität des Innen von Platon bis Hegel wird Schluss gemacht; das Außen wird endlich in seine Rechte eingesetzt.«

Vor diesem theoretischen Hintergrund entfaltet das Buch ein vielschichtiges Panorama zum Thema Zeichen, deren Entzifferung und Deutung. Dabei werden die Geschichte der altägyptischen Hieroglyphen, deren Rezeption in der Renaissance und im modernen Film ebenso zum Gegenstand, wie zeichenzentrierte Lektüren von Hofmannsthal über Jelinek zu Safran Foer. Dieses Kaleidoskop der Vielseitigkeit, die Adam als ersten Leser der Welt mit Sergej Eisenstein und der modernen Werbeindustrie in einen größeren Zusammenhang stellt, illustriert nachdrücklich das bestehende Dickicht der Zeichen.

Aleida Assmans neues Buch vermag dieses Dickicht zwar nicht aufzulösen, aber

sie zeigt in klarer Sprache und gut verständlicher Weise auf, wie dieses durch Ordnung durchsichtiger gemacht werden kann. Das Buch zeichnet sich dabei besonders durch seinen interdisziplinären Ansatz aus, der zahlreiche Anschlussmöglichkeiten bietet, weiter zu denken und die Ordnung der Zeichen auf den Ebenen *der Sprache und der Semiotik, der Medialität und der Gattung sowie der Geschichte, des Diskurses und der Thematik* voranzutreiben. Eine Lektüre des Buches ist daher Jedermann als Leitfaden zu empfehlen, der sich einen Weg durch dieses Dickicht bahnen möchte.

Franz Halas



Susanne Blumesberger:
Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen. Band 1: A-K, Band 2: L-Z. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014, 1395 Seiten
ISBN 978-3-205-78552-1

Das vorliegende Handbuch ging aus einem am Wiener Institut für Wissenschaft und Kunst durchgeführten und vom Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank geförderten Modul-Projekt hervor, u.z. als Teilbereich des Projekts »biografiA. datenbank und lexikon österreichischer frauen« (<http://www.biografia.at>). Ziel war es, alle österreichischen Autorinnen zu erfassen, die Literatur für Kinder und/oder Jugendliche veröffentlicht haben. Um einen möglichst breiten Überblick über das Schaffen von Frauen in der Kinderliteratur bieten zu können, wurde weder Qualität und Quantität ihrer jeweiligen Publikationen noch auch ein eingrenzender Zeitrahmen als Auswahlkriterium verwendet.

Umfangreiche Recherchen und Kontakte mit ExpertInnen, Autorinnen und deren Angehörigen sowie NachlassverwalterInnen ermöglichten die Erstellung von Lebensläufen auch zu noch wenig bekannten Schriftstellerinnen. In weite-

rer Folge wurden Tagungen und kleinere Projekte zum Thema im In- und Ausland durchgeführt, wie die Autorin im Geleitwort ausführlich. Im einleitenden Abschnitt werden der Aufbau, die Einträge sowie Handhabung des vorliegenden Nachschlagewerks erklärt.

Das zweibändige Werk enthält an die 800 biografische Einträge von österreichischen Autorinnen. Grundlage bildete, wie erwähnt, die Datenbank biografiA, die in ihrem Kategorienschema besondere Rücksicht auf weibliche Lebensläufe nimmt und diese daher auch sehr gut abbilden kann. Die Biographien sind von unterschiedlichem Umfang, einerseits bedingt durch verfügbare Quellen, andererseits gaben lebende Autorinnen und/oder Verwandte manchmal nur wenig von sich preis. Besonders schwierig gestaltete sich die Dokumentation von Frauen, die in der Zeit des Nationalsozialismus emigrieren mussten, durch Sprachprobleme nicht mehr schriftstellerisch tätig sein konnten, deren Spuren sich nach Deportation oder im Exil verloren, oder bei Autorinnen, die diese Epoche nicht überlebt haben.

Ein interessanter Aspekt sollte bei der Benützung dieses Handbuchs immer mitgedacht werden: »Kinderbuchautorin« ist offenbar ein gering geschätzter Beruf: »Die Aussage *Ich bin eigentlich keine Kinderbuchautorin, sondern ...* bekommt man recht häufig zu hören, ebenso die Bitte, die jeweilige Person nicht als »Kinderbuchautorin« zu präsentieren« (14). Auch heute noch wird »Kinderliteratur« als Vorstufe zu »richtiger« Literatur angesehen. Dieser Umstand zeigt sich auch in den Berufen der Autorinnen, die oft Journalistinnen, Politikerinnen oder Wissenschaftlerinnen sind und erst aus ihrer Beschäftigung mit diesen Themen zum Schreiben von Kinderbüchern kamen. Die Schreibmotive sind vielschichtig: Einige wollten und wollen gesellschaftspolitisch, pädagogisch »etwas verändern«, andere kamen nach einer Lebenskrise zum Schreiben, wie zum Beispiel viele jüdische Autorinnen. Zahlreiche Autorinnen konnten ihre Manuskripte nicht drucken lassen, da

kein Verlag sie übernahm. Heute scheint es, als wären die Autorinnen grundsätzlich jünger als ihre Vorgängerinnen der früheren Generationen. Einige der lebenden, jungen Autorinnen publizieren nur noch auf elektronischem Weg.

Bei den Einträgen im Lexikon wurden die eigenständigen kinder- und jugendliterarischen Werke so lückenlos wie möglich aufgenommen. Andere Werke finden sich nur in Auswahl. Eine ausführliche Werkrezeption war in diesem Handbuch nicht möglich, bleibt aber ein Desiderat der Forschung.

Das vorliegende Handbuch ist ein bemerkenswertes Projekt, wie Ernst Seibert in seinem Beitrag zum »Weiblichen Blick« verdeutlicht. Waren es doch historisch fast ausschließlich Männer, die Märchen, Sagen, Volkskunde und somit auch die Kinderliteratur dominierten. Dieses Handbuch aber beweist sehr deutlich und sicher für Viele überraschend, dass weibliche Autorinnen von Beginn an in einer nicht geahnten Quantität Anteil an der Entstehung der Literatur für Kinder und Jugendliche hatten. Noch deutlicher zeigt sich dieses Bild in der Gegenwartsliteratur, Seibert stellt fest: »Wer steht den gegenwärtigen Autorinnen wie Friedl Hofbauer, Christine Nöstlinger, Käthe Recheis oder Renate Welsh an männlicher Autorenschaft gegenüber?« (17f.) – Auch der Österreichische Würdigungspreis für Kinder- und Jugendliteratur erging und ergeht fast ausschließlich an Frauen.

Die Frage des literarischen Ranges der verschiedenen Werke ist eine heikle. Das vorliegende Handbuch bietet objektivierbare Fakten wie Literaturpreise, Neu- und Wiederauflagen, Rezeption in reicher Fülle. Auch die Frage einer kinder- und jugendliterarischen Poetik kann in dieser Vielzahl an biographischen Daten weiblicher Autorenschaft vielfach recherchiert werden.

Ilse Korotin betont, dass dieses zweibändige Nachschlagewerk neuerlich den Blick darauf richte, dass der Anteil und die Leistungen von Frauen am geistes- und kulturwissenschaftlichem Schaffen Österreichs bis dato verschwiegen,

absichtlich heruntergespielt oder zumindest verkannt wurden. Die Konzentration auf die Biographien der Frauen eröffnet ein riesiges Spektrum an sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Gefügen und auch Machtstrukturen. Das Lexikon versteht sich nicht als Einzelbaustein, sondern als eine Öffnung des Blickes, zu einer Anerkennung des Genres Kinder- und Jugendliteratur in der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung.

Das Handbuch ist sehr übersichtlich geordnet, bietet bei jedem Eintrag alle erforschten Namensformen und Berufsbezeichnungen, Lebensdaten, Familienangaben und Kinderbetreuungspflichten, Ausbildungen und Karriereverläufe. Oft findet sich auch ein photographisches Porträt der Autorin. Weiters wurden Auszeichnungen, Mitgliedschaften und Kooperationen hinzugefügt, ebenso Beschreibungen über weitere spezielle Wirkungsbereiche (zum Beispiel besondere Kenntnisse oder Schwerpunkte in ihren Arbeiten). Ergänzt werden die Einträge durch Angabe von Nachlässen, Archiven, Quellen, weiteren biographischen Mitteilungen und Hinweisen und durch eine Auflistung der Werke. Die Liste der Sekundärliteratur führt die aussagekräftigsten Werke an. Die alphabetische Übersicht und ein Namensformenregister erleichtern die rasche Suche. Der zweite Band schließt mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Personenregister und einer Kurzbiographie zu Susanne Blumesberger (www.blumesberger.at).

Das »Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen« ist auch open access verfügbar:

Band 1:

<http://phaidra.univie.ac.at/o:368982>

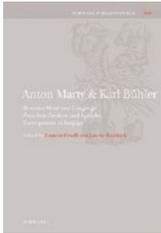
Band 2:

<http://phaidra.univie.ac.at/o:368983>

Die Autorin Dr. Susanne Blumesberger hat mit diesem Lexikon einen Meilenstein in der in Österreich erst sehr spät einsetzenden, wissenschaftlichen Erforschung dieses Genres gesetzt. Auch hier kann man nur Seiberts Aussage dazu

unterstreichen und: »...auf die enorme Einzelleistung in einer Zeit, in der auf solchem Gebiet hochdotierte Großprojekte die Normalität sind.« (19) verweisen. Das zweibändige Handbuch der österreichischen Kinder- und Jugendbuchautorinnen bietet ForscherInnen und Interessierten ein grundlegendes und sehr hilfreiches Rechercheinstrument und gibt darüber hinaus vielfältige Anregungen für die weitere Forschungen.

Gabriele Mauthé



**Laurent Cesalli,
Janette Friedrich**
(Hrsg.): *Anton Marty &
Karl Bühler. Between Mind
and Language – Zwischen
Denken und Sprache –
Entre pensée et langage*
Basel: Schwabe 2014,
336 Seiten
ISBN 978-3-7965-3214-6

Die Persönlichkeiten Anton Marty und Karl Bühler haben in den letzten Jahren zu einer kritischen Revision ihrer Arbeiten und ihrer Rezeption in der Philosophie- bzw. Sprachforschungsgeschichte geführt. Zuletzt etwa vom 14. bis 16. Mai 2014 in Prag zu dem Thema »*Mind and Language. Franz Brentano's Legacy in Prague. Anton Marty's Death 100th Anniversary*« – wohl verständlich, wenn man sich die bedeutende Rolle der Prager Karls-Universität in dieser Forschung vor Augen hält – oder in Einsiedeln (Schweiz) vom 11. bis 13. Dezember 2014 zum Thema »*Meaning and Intentionality in Anton Marty: Debates and Influences*«. Aus einer solchen Konferenz entstand auch der vorliegende Sammelband. Die Konferenz fand in Genf (dem Wirkungsort des Herausgeberduos) vom 10. bis 11. September 2010 statt und hatte den Titel: »*Anton Marty et Karl Bühler, philosophes du langage. Origines, relations et postérité de leur pensée.*«

Im Mittelpunkt stehen die prägenden Arbeiten des Brentano-Schülers Anton Marty (1847 – 1914) und des Mediziners und Psychologen Karl Bühler (1879 – 1963). Zu Marty wesentlichen Werken im Bereich der Sprachphilosophie zählen: *Ueber*

den Ursprung der Sprache (Würzburg 1875), *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie* (Halle an der Saale 1908), *Zur Sprachphilosophie. Die »logische«, »lokalistische« und andere Kasustheorien* (Halle an der Saale 1910); weitere Arbeiten stammen aus seinem Nachlass, darunter etwa *Psyche und Sprachstruktur* (1950). Bühler nimmt auch für die Wiener Wissenschaftsgeschichte eine herausragende Rolle ein: 1922 wurde er zum Professor für Psychologie an die Wiener Universität berufen und auch Leiter des neu gegründeten Psychologischen Instituts. 1938 von den Nationalsozialisten inhaftiert emigrierte er 1940 in die USA; wo er jedoch nicht mehr an seine großen Erfolge vor der Emigration anzuschließen vermochte. Umso mehr war eine – hier mit Bezug auf Marty ausgerichtete – Auseinandersetzung der Rezeptionsgeschichte seiner Werke angebracht. Seine wichtigen Arbeiten auf diesem Gebiet sind etwa *Axiomatik der Sprachwissenschaften* (Frankfurt 1933) oder *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache* (Jena 1934). Mit seinem Organon-Modell und seinen Axiomen über die menschliche Sprache ist eine Auseinandersetzung mit Bühler in der Linguistik und Diskursforschung unumgänglich. Die beiden Wissenschaftler hier in einer Zusammenschau zu präsentieren, hat seine Berechtigung in einer direkten Auseinandersetzung Bühlers mit Martys Werk: 1909 rezensierte er Martys *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie* und legte das Fundament seiner späteren Sprachtheorie.

Beide treffen sich in der großen Bedeutung der Psychologie in der Sprachwissenschaft und sind damit zugleich Wegbereiter moderner soziolinguistischer und textpragmatischer Forschung. Im wissenschaftlichen Ansatz unter den beiden und auch in deren Nachfolge zeigt sich freilich immer das Grundsatzproblem, wie man aus der Empirie – woraus die Erkenntnisse über Sprache schöpfen – zur umfassenden Theorie gelangen kann. Abstrahierte Empirie ist eben noch nicht universelle Theorie. Hinzu kommt ein die Empirie noch zusätzlich »belastendes« Element, dass die

Erkenntnis aus *einer* Sprache – im Falle der beiden eben aus der deutschen Sprache – noch lange keine allgemeine Aussage zur Sprach allgemein und der Sprachpsychologie erlaubt. Dies wird sehr deutlich bei der Kategorisierung von Sprechakten und dem Versuch einer Zuweisung von Intentionalität. Schon dies muss in seinen multi-komplexen psychologischen Nuancen auf verschiedenen Intentionalitätsebenen die Sprachforschung zur Vorsicht gemahnen.

Mit dem Sammelband erhält man einen sehr guten Einblick in verschiedene Aspekte der Arbeiten der beiden Forscher und des aktuellen Rezeptionsstandes – bzw. der durch ihre Arbeit weiter in Bewegung gesetzten Forschung auf dem Gebiet. So behandeln SpezialistInnen zur Philosophie- und Psychologiegeschichte das Thema in vier Hauptthemen: (1) Phänomenologische, pragmatische und semiotische Annäherung an die Sprache (Beiträge von Claudio Majolino zur Semiotik; Frank Liedtke zu Martyrs Sprachphilosophie von Ausdrücken und Bedeuten und Bühlers diesbezügliche Kritik; Laurent Cesalli zur linguistischen Funktion, erweitert um die Forschungen von Ludwig Landgrebe [1902–1991]), (2) Beiträge zur deskriptiven Psychologie (Guillaume Fréchette zur deskriptiven Psychologie von Brentano und Marty bis zu Bühler; Denis Fisetto zum Einfluss von Carl Stumpf auf Karl Bühler; Janette Friedrich zu Bühler Denkpsychologie), (3) Semantische und ontologische Fragen (Robin D. Rollinger zur kritischen Auseinandersetzung von Marty mit Brentanos »logischen Namen« und »linguistischer Fiktion«; Arkadiusz Chrudzinski zu Martyrs Theorien der Wahrheitsrelevanz), (4) Empirische Dimensionen der Sprache (Didier Samain zu Philipp Wegeners, Alan Gardiners und Bühlers pragmatischem Sprachkonzept; Jacques Moeschler zur Relevanz von Bühlers *Theorie der Sprache* aus gegenwärtiger Sprach-/Textpragmatikforschung; Clemens Knobloch zur Bedeutung von Bühler und Marty für die Neo-Evolutionisten).

In Summe eine sehr gute Einführung, eine verdiente Aufarbeitung und gute Möglichkeit, sich einmal mehr mit dem

Phänomen Sprache als sozialpsychologisches Medium in allen seinen Facetten einzulesen und daran auch eigene Gedanken und Ansätze anzuschließen. Rückblickend zeigt sich bei beiden Forschern durch den vorliegenden Band aber auch, wie jede Forschung ein Kind ihrer Zeit ist. Die Erkenntnis ist daher immer nur relational und nicht vollkommen; mit einer neuen kritischen Ansatzweise oder Hinterfragung, der Einbeziehung einer weiteren Betrachtungskomponente mag sich die Erkenntnis wieder relativieren. Auch diesen Aspekt kann man in dem vorliegenden Band mitlesen, bzw. vice versa auch, was von ingenieurer Forschung aus dem kritischen Ansatz einer bestimmten Zeitsituation bleibt und weiterwirkt.

Christian Gastgeber



Paolo Cesaretti, Silvia Ronchey (Hrsg.):

Eustathii Thessalonicensis exegesis in canonem iambicum pentecostalem
Recensuerunt indicibusque instruxerunt.

Berlin: De Gruyter
2014, 878 Seiten

ISBN: 978-3-11-022730-7

Mit dem vorliegenden Band liegt ein weiterer grundlegender Text zur Exegese eines klassisch-patristisch geschulten Autors einerseits und zum Verständnis des byzantinischen Schulwesens andererseits vor. Berechtigterweise muss man eigentlich von zwei Büchern sprechen, denn der eigentlichen Edition von rund 260 Seiten – gefolgt von umfangreichen, das Werk in jeder Einzelheit ausschöpfenden Indices (S. 265–486) –, dem zentralen Teil, sind Prolegomena von 313 Seiten, gefolgt von einer ausführlichen Bibliographie (S. 324–385), vorangestellt (mit eigener Stern-Zählung; in Summe umfasst das Werk mit den Abbildungen 878 Seiten. Zwei erwiesene Fachleute haben sich dieser Edition angenommen: Paolo Cesaretti, von dem die thematische Einleitung, die Edition von Ode IV–IX sowie

die Indices stammen, und Silvia Ronchey, die für die geschichtlich-handschriftliche Einleitung und die Edition des Prooimion sowie der Oden I und III verantwortlich zeichnet. Das *opus maximum* dieser Editionsarbeit geht immerhin auf eine 34jährige Beschäftigung mit dem Werk nach einer unbefriedigenden Voredition von Angelo Mai zurück.

Zum Inhalt hat die Edition den Kommentar des durch seine Erklärungen zu Homer über die Byzantinistik hinaus bekannten Professors und späteren Metropolitens von Thessaloniki, Eustathios (vor 1015–1198/9), zu den so genannten jambischen Pfiingstkanon (dieses Werk ist ca. in die Mitte des letzten Dezenniums des 12. Jahrhunderts zu datieren).

Die Herausgeber profitierten von einer in der Zwischenzeit sehr gründlichen Auseinandersetzung mit dem Werk des Eustathios von Thessaloniki und seines ganz persönlichen schriftlichen Umganges, da – nicht zu diesem Kommentar, jedoch zu den Homerkommentaren – Autographen vorliegen. Weiters machten auch die hymnologische Forschung Fortschritte sowie die Auseinandersetzung mit der spielerischen Darstellungsform eines Carmen figuratum (S. 148*–158*); schließlich haben akribische paläographische Forschungen jüngster Zeit bei der Lokalisierung und Datierung bzw. Kopistenzuweisung der Überlieferungsträger entscheidend geholfen. Wie so oft in der Editionstätigkeit, konnten die Editoren in diesem Fall jedoch nicht auf ein Autograph oder zumindest eine zeitgenössische Kopie zurückgreifen, sondern auf spätere Abschriften: Cod. Vaticanus gr. 1409 aus dem 13./14. Jh.; Codex Alexandrinus Patriarchalis 62 (107) aus dem Ende des 13. Jh.; Codex Basileensis A.VII.1 (gr. 34) aus dem 15. Jh. (Exzerpte auf einem Palimpsest; ob der Nucleus dieser Handschrift auf arabischem Papier wirklich aus dem 12. Jh. stammt, bleibt noch zu hinterfragen), Codex Valliellianus F 44 (gr. 94) aus dem 15. Jh.; Codex Vindobonensis Theologicus graecus 208 aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; und der (seit 1671 im Brand vernichtete) Codex deperditus Scorialensis .II.11. Diese zum Archetypus verschobene Überlieferung hat

auch editorische Konsequenzen erfordert; denn einerseits ist durch das Studium an den Autographen der Umgang des Gelehrten etwa bei Enklitika oder der Akzentsetzung bei zusammengesprochenen Worteinheiten bekannt, andererseits weicht die spätere Überlieferung – byzantinischem Schreibusus entsprechend – davon wiederum ab. Normalisierung aufgrund des eustathianischen Usus war die logische, akzeptable Folge. Vor ein stets auftretendes Problem hat die Interpunktion bei dieser Handschriftenbreite geführt. Hier wurde pragmatisch (mit gewisser Unterstützung des Eustathios-Editors van der Valk) auf das *iudicium philologicum* Rekurs genommen. Gerade weil der Interpunktion nicht nur als *ars artis causa*, sondern als Einblick in die byzantinische Lesepraxis in jüngster Zeit große Bedeutung geschenkt wurde (es zeigt sodann diachron das Leseverständnis bzw. die Gliederung in Kola in jedem einzelnen Überlieferungsträger), wäre hierzu eine ausführliche Thematisierung und Ausföhrung der Überlieferung in den Handschriften wünschenswert, und das *iudicium philologicum* hängt leider nur zu oft von nationalen Interpunktionsgewohnheiten ab, wie die Stixis-Forschung der jüngsten Zeit immer wieder zu beklagen hat.

Ein minimaler Kritikpunkt mag sich an dem starken Exkurs-Charakter im ersten Teil anknüpfen. Man erkennt geradezu die Freude und Begeisterung der Herausgeber an der Materie und an der Vermittlung jeglicher Information, selbst wenn diese nicht unmittelbar mit dem Thema in Zusammenhang steht. Passend zum Publikationsort der Rezension sei dies etwa an der Beschreibung des Codex Vindobonensis exemplifiziert. Im Zusammenhang mit Augerius Busbecks Handschriftenerwerb in Konstantinopel wird seine Aktivität bis hin zur Einführung der Tulpenzwiebel ausgeführt. Hier wäre, wenn man so sehr ins Detail geht, lokale und rezente Forschung an den Objekten miteinzubeziehen und zu zitieren, sonst bleibt zwar der erkennbare Enthusiasmus nach Vermittlung aller nur greifbaren Information, aber eben nur der greifbaren und nicht der gesamten (und rezentesten).

Für ihre detaillierte Arbeit kann den Herausgebern nicht genug gedankt werden; sie ersetzt nicht nur in ihrer kritischen Edition die Vorgängerausgabe, sondern führt in die Thematik und Hintergründe mit einer solchen Genauigkeit ein, dass man – wie eingangs schon betont – mit diesem Werk 2 in 1 vor sich liegen hat. Eine Monographie zum Werk und zum literarischen Typus sowie zum Hintergrund der Verbreitung des Werkes und die Edition selbst, die in philologischer Perfektion durch Indices erschlossen wird. Die Reihe *Supplementa Byzantina* des Verlages De Gruyter hat damit die scientific community um ein weiteres Basiswerk ihrer Forschung bereichert; einzig der Preis von fast 180 Euro trübt ein wenig die Freude über diese so arbeitsintensive Edition. So bleibt es zwar nichtsdestotrotz ein Basiswerk, das aber leider nur wenigen Bibliotheken vorbehalten sein wird und die Breite der Byzantinisten und Theologen nicht erreichen kann.

Christian Gastgeber



Bernhard Hachleitner, Isabella Lechner (Hrsg.): Traumfabrik auf dem Eis. Von der Wiener Eisrevue zu Holiday on Ice. Wien: Metroverlag, 2014, 175 Seiten ISBN 978-3-99300-194-0

Die Eisrevue begeisterte 30 Jahre (1940-1970) lang Millionen von Menschen und brachte auf Tournées durch Europa, Nordamerika, Afrika und Israel Wien in die Welt. Seit der Eröffnung im Jahr 1958 bis heute ist die Wiener Stadthalle Schauplatz der Eisrevue bzw. der Show Holiday on Ice.

1991 übernahm die Wienbibliothek vom Ehepaar Petter eine große Sammlung an Dokumenten und Archivalien zur Wiener Eisrevue. Willi Petter leitete von 1945 bis 1970 als Regisseur die Produktionen, Edith Petter zeichnete für die Choreographie verantwortlich. Die beiden sammelten Plakate, Programmhefte, Fotografien, Zei-

tungsausschnitte, Korrespondenzen und Vieles mehr.

2013 wurde dieser Bestand von 47 Archivboxen von Bernhard Hachleitner aufgearbeitet, und man entschloss sich, die Geschichte dieser Wiener Institution in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Kuratiert gemeinsam mit Isabella Lechner war die Ausstellung vom 1. Oktober 2014 bis 25. Jänner 2015 in der Wiener Stadthalle zu sehen.

Der dazu erschienene reich bebilderte Katalog schildert in sechs Kapiteln die Geschichte der Eisrevue und ihrer Stars, das Unternehmen und die Inszenierungen. Das gut zu lesende Buch, das wissenschaftlich fundiert und journalistisch für ein breiteres Publikum aufbereitet ist, gewährt gleichzeitig Einblick in die Wiener Nachkriegszeit, in den Wiederaufbau und die Kulturgeschichte dieser Epoche.

Bernhard Hachleitner leitet den Katalog mit dem Beitrag »Vom Zweiten Weltkrieg in das Fernsehzeitalter« ein. Am 23. Dezember 1958 ging in der neuen Wiener Stadthalle die erste Vorstellung der Eisrevue über die Bühne und war ein Riesenerfolg. Die Symbiose von Populärkultur und staatstragender Inszenierung war in der Nachkriegszeit von besonderer Bedeutung. Gastspiele im Ausland hatten staatspolitische Funktion, Wien stellte sich damit als gemütliche und harmlose Musikstadt dar. Diese Präsentation »funktionierte« auch in Ländern, wo Auftritte von ÖsterreicherInnen auf Grund ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit unerwünscht waren. Vorstellungen waren auch auf beiden Seiten des Kalten Krieges möglich.

Wien verfügte über die choreographischen, sportlichen, künstlerischen und handwerklichen Ressourcen, um eine perfekte Eis-Show auf die Bühne zu stellen. Gleich drei Europameisterinnen standen 1958 auf dem Eis. Eine Besonderheit der Wiener Eisrevue war zudem, dass diese nicht rein auf Gewinn ausgerichtet war, denn sie wurde von der Wiener Eissportgemeinschaft betrieben, die mit den Einnahmen den Nachwuchs des Eissports unterstützte. Auch in den Sechziger Jahren mit veränderter Wirtschaftslage und einer

anderen Jugendkultur, blieb die Eisrevue ein Anziehungspunkt, war sie doch nur für wenige Wochen in der Stadt zu sehen. Anfang der Siebziger Jahre war Wien zwar immer noch ein Zentrum der Hochkultur, aber kein großer Magnet mehr für Unterhaltungskultur. Der Verkauf der Wiener Eisrevue war unvermeidlich und wurde von Vielen nicht nur als wirtschaftlicher Verlust angesehen (Umsatz 60 Millionen Schilling pro Saison), sondern als Untergang einer Wiener Institution – was es auch tatsächlich war.

Historisch basiert die Wiener Eisrevue auf den Schauläufen in der Zwischenkriegszeit, die sehr populär waren, ihr absoluter Superstar war Olympiasieger Karl Schäfer. Zurück aus den USA gründete Schäfer seine eigene »Schäfer-Revue«, die nicht nur in Wien, sondern bis in die Schweiz und Ungarn tourte. Schon unmittelbar nach Kriegsende im Mai 1945 wurden erste Verträge für eine Wiener Eisrevue unterzeichnet. Karl Schäfer selbst allerdings musste seine Eisrevue auf Grund seiner NSDAP- und SA-Mitgliedschaft dem Eissportklub Engelmann übergeben. Alle Mitglieder der Eisrevue mussten eidesstattlich erklären, keiner NS-Organisation angehört zu haben. Für Auslandsreisen waren Leumundszeugnisse notwendig.

Am 25. Dezember 1945 fand in Klagenfurt die erste Wiener Eisrevue statt. Der Regisseur Will (Wilhelm Karl) Petter stellte jede Show unter ein Leitmotiv. Die Tourneen führten schon bald durch ganz Europa, das Publikum genoss sichtlich für ein paar Stunden die Flucht aus dem Alltag: »Aus der harten Wirklichkeit in das Zauberland der Eisprinzessinnen«. Die Wiener Eisrevue entwickelte sich zu einem profitablen Exportartikel.

Das erste Kapitel des Ausstellungskatalogs schildert die frühen Jahre der Wiener Eisrevue: Wien war in der Zwischenkriegszeit zur Metropole des Eislaufens avanciert. Der Wiener Eislaufverein und der Eissportklub Engelmann boten exzeptionelle Möglichkeiten, diesen Sport auszuüben. Auch das Revueelement konnte im Schaulaufen perfekt umgesetzt wer-

den. Hinzu kam, dass Wien eine hohe handwerkliche und kunsthandwerkliche Kompetenz vorweisen konnte, die die Ausstattung der Revuen zauberhaft umsetzte.

Die Eisrevue war angesiedelt zwischen Sport und Spektakel: Der Olympiasieger und mehrfache Welt- und Europameister Schäfer wechselte vom Amateursportler zum bezahlten Eislaufprofi. Seine außergewöhnlichen, eislauftechnischen und körperlichen Fertigkeiten eines Weltklasseathleten waren richtungsweisend für alle kommenden Revuen. Alle AkteurInnen waren höchst professionell und konnten daher auch in der Unterhaltungsindustrie sehr erfolgreich reüssieren.

Kapitel zwei widmet sich den Besonderheiten der Wiener Eisrevue: Neben dem Bild des imaginären »Alt-Wien«, das in die Welt getragen wurde, kam der Musik eine bedeutende Rolle zu. Robert Stolz war eifriger Komponist von unzähligen Liedern für die Eisrevue und mit ihm begann auch die Ära der Live-Musik: Es spielte statt eines Plattenspielers ein richtiges Orchester live! Ein weiteres besonderes Kennzeichen war die Bilder, die einen »roten Faden« durch die Schau zogen, somit eine Handlung erzeugten und schließlich eine komplette »Eisoperette« erschufen. Auch wenn diese Intention in den späteren Jahren wieder verworfen wurde, blieb das Leitthema für jede Revue. Die Beteiligung von Robert Stolz und seiner Musik bedeuteten nicht nur eine Weiterentwicklung, sondern auch einen ungeheuren Wettbewerb für das Unternehmen. Einen besonderen Aspekt beleuchtet Roman Seeliger, der sich der Umsetzung von Noten in den Eiskunstlauf widmet und zeigt, welche Kenntnisse für einen stimmigen »Bogen« der LäuferInnen notwendig sind.

Die Eisrevue wurde inoffizieller Botschafter, weil man kulturell-kommerzielle Ziele verfolgte und keine politischen. Das deckte sich in den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg mit den außenpolitischen Interessen Österreichs und Wiens. Man setzte auf die Gemütlichkeit von Alt-Wien, das so nie existierte.

Das Dritte Kapitel ist zur Gänze dem »Apparat« Wiener Eisrevue gewidmet und

erlaubt einen Blick hinter die Bühne, in den Alltag und die wirtschaftlichen, technischen und personellen Herausforderungen eines derartigen Unternehmens. Die Organisation konnte professioneller nicht sein: So gab es eine eigene Betriebsordnung, eine strenge Auslese der LäuferInnen und SportlerInnen, aufwendige Kostüme, intensive Pressearbeit inklusive persönlicher Betreuung der JournalistInnen (sie wurden, wenn nötig, auch eingeflogen!), professionelle Plakate und Werbung. Die Medien wurden das gesamte Jahr über mit Geschichten versorgt, sodass ständig Kontakt mit dem Publikum gehalten werden konnte. Auch das Organisieren der Hallen war ein ständiger Kampf, so zum Beispiel mit dem Parallelunternehmen »*Holiday on Ice*«.

Die Einnahmen kamen dem Wiener Eislauf-Verein zugute, der Talente wie Ingrid Wendl und Emmerich Danzer förderte, die schon bald zu Publikumsmagneten wurden. Professionelle EiskunstläuferInnen und SportlerInnen mit einer guten Ballettausbildung wurden bevorzugt. Die Betriebsordnung, deren 26 Punkte im Buch abgebildet sind, hatte es in sich: So wurden etwa neben Ausgangszeiten auch das Gewicht der Läuferinnen strengstens kontrolliert.

Julia König widmet sich den detailreich konzipierten Plakaten. Über 300 Plakate in der WienBibliothek einen Szenenbilder mit TänzerInnen in Formation und heben einzelne TänzerInnen hervor. Die drei bedeutendsten Graphiker werden vorgestellt.

Roman Seeliger fasst in seinem Bericht die wirtschaftspolitische Mission der Eisrevue zusammen: Die Entscheidung die »*Karl-Schäfer-Eisrevue*« nach dem Krieg sofort in »*Wiener Eisrevue*« umzubenennen war »goldrichtig«, wie Seeliger meint. Dazu kam die Kombination aus international renommierten Wiener Kunstlaufgrößen, mit dem Musiker Robert Stolz und einer professionellen Choreographie von Will und Edith Petter. Diese »*Marke*« durchbrach nach 1945 Österreichs Isolation auf internationalem Parkett. Wirtschaftlich stand das Unternehmen nicht nur glänzend da, es bedurfte auch keiner Subventionen.

Agnes Meisinger zeigt die Verbindung des Wiener Eislaufvereins (WEV) mit der Wiener Eisrevue auf. Die Wiener Eissportgemeinschaft (WEG) – ein Zusammenschluss des Wiener Eislaufvereins und des Eissport-Klubs Engelmann – waren die Basis für den Erfolg der Eisrevue. Der WEV ist nicht nur einer der weltweit ältesten und größten Sportvereine, sondern auch einer der erfolgreichsten. Die erfolgreichen Tournéen der Eisrevue ließen das Geld in die Kassen des WEV strömen. Erst 1971 kam dieser Geldfluss zum Erliegen, in der Folge wurde die Wiener Eisrevue an das Konkurrenzunternehmen »*Holiday on Ice*« verkauft.

Isabella Lechner erzählt in ihrem Beitrag »*Glanz, Rüschen und Geflitter*« von den phantastischen Kostümen der Revuen, die von Gerda Gottstein mit Künstlernamen »*Gerdago*«, entworfen wurden. Die Schneiderwerkstatt von Ella und Leo Bei war ein Herzstück der Ausstattung. Leo Bei wurde überdies in den folgenden Jahren zu einem Stück österreichischer Film- und Theatergeschichte. Auch der ungeheure Aufwand der Bühnenbilder und der Bühnentechnik wird mit eindrucksvollen Zahlen verdeutlicht.

Das Kapitel vier ist den Spielfilmen mit der Wiener Eisrevue gewidmet, überwiegend in der Inszenierung von Franz Antel. Bernd Hachleitner zeigt, wie sehr diese Filme zur Popularität der Eisrevue beitrugen. Eisstars spielten Hauptrollen oder doubelten auch Schauspieler in den Reveszenen, und die prominente Besetzung mit Hans Moser, Susi Nicoletti, Toni Sailer und vielen anderen Publikumslieblingen garantierten den großen Erfolg, auch wenn die Handlung meist seicht war. Das wichtigste Element dieser Filme war die Bewegung und perfekt inszenierte Eislauf-szenen. Das ließ nicht nur die Kinokassen klingen, auch die Eisrevue gewann durch den Kinoerfolg neues Publikum.

Das vorletzte Kapitel schildert die meist strapaziöse Reisetätigkeit der Wiener Eisrevue (mit einer eindrucksvollen Karte der Spielorte), ihre Konkurrenten und schließlich das rasche Ende des Zaubers. Matthias Marschik zeigt die kleineren

Unternehmungen von anderen Eisshows, die sich letztendlich nicht halten konnten und aufgekauft wurden oder scheiterten.

Die Organisation der Reiserouten war stets ein Konkurrenzkampf. Mehr als eine Revue pro Stadt funktionierte nicht, daher mussten immer möglichst viele Hallen exklusiv gesichert werden. Der Wandel der Zeiten erforderte eine Modernisierung und die Anpassung an zeitgemäße Standards, – gelang letztendlich aber nicht.

Die finanziellen Turbulenzen, die das Ende der Wiener Eisrevue besiegelten, waren nicht unwesentlich von den Kosten für die Musik mitverursacht worden, denn das Honorar Robert Stolz, der auch bei Verlusten drei Prozent von den Einnahmen erhielt, trug das Übrige dazu bei. So konnte der neue Leiter Robert Opratko keine Eigenkompositionen mehr unterbringen, und man verzichtete auf das teure Live-Orchester. Letztendlich hielt man aber auch so nur mehr zwei Jahre durch. Der Versuch, die Revue zu erneuern, gleichzeitig aber das Stammpublikum nicht zu verärgern, wollte nicht so recht gelingen. Das Frauenbild, das Eisläuferinnen zum Objekt männlichen Voyeurismus machte, irritierte und war den Stars wie Ingrid Wendl und Regine Heitzer durchaus bewusst.

Bernd Hachleitners Kapitelüberschrift »Als wäre der Steffl oder das Riesenrad in fremde Hände übergegangen« verdeutlicht die Einschätzung des Verkaufs der Wiener Eisrevue im Juli 1970 als nationale Tragödie. Die Verluste waren zu hoch, ebenso die Nachforderungen der Sozialversicherung, da Rücklagen fehlten. Das Unterhaltungsgeschäft hatte sich zu stark verändert, die Bedeutung des Fernsehens wuchs. Somit kam nach 28 Produktionen mit mehr als 60 Millionen ZuschauerInnen das Ende für die »Wiener Eisrevue«.

Seit 1974 tritt »Holiday on Ice« einmal jährlich in der Wiener Stadthalle auf. Amerikanisch ist heute nur mehr der Name, das Unternehmen gehört zu einem international tätigen Konzern. Stars aus dem Eiskunstlauf spielen heute so gut wie keine Rolle mehr, die Handlung ist meist aus (Zeichentrick) Filmen übernommen

oder aus anderen populären Bereichen. Die österreichische Eiskunstlaufförderung war damit kein Thema mehr.

Das abschließende Kapitel stellt noch einmal die Publikumsbeliebte und ProtagonistInnen aller Shows vor.

Insgesamt bietet der reich illustrierte Katalog ein lebendiges Bild der Institution Wiener Eisrevue und macht deutlich, welcher Fixstern österreichischer Unterhaltungskultur mit diesem Unternehmung verschwunden ist.

Gabriele Mauthe



Michael Hagner:

Zur Sache des Buches.

Göttingen: Wallstein

Verlag 2015, 279 Seiten

ISBN 978-3-8353-1547-1

In Zeiten einer expansiven digitalen Medienkultur mehrten sich auch Plädoyers derjenigen Buchmenschen, welche die einfache Rede vom wenn nicht obsolet gewordenen so doch schwerfälligen Medium Buch nicht gelten lassen wollen. Anstatt sich bloß in elegischen Nachreden zu ergehen, machen sie es sich zur Aufgabe, Sinne und Verständnis gleichermaßen für die wesentliche kulturelle Errungenschaft der Typographie zu schärfen.

Warum brauchen wir im digitalen Zeitalter noch gedruckte Bücher? Auf diese scheinbar einfache und doch so vertrackte Frage laufen die vom Zürcher Wissenschaftshistoriker Michael Hagner zu dieser Debatte unter dem treffenden Titel *Zur Sache des Buches* vereinten Überlegungen hinaus. Hagners Publikation ist nicht explizit Teil der im selben Verlag erscheinenden Reihe *Ästhetik des Buches*, in der sich eine Reihe von schmalen Bändchen in vorwiegend essayistischer Form »den einzigartigen ästhetischen, kulturellen und wahrnehmungspsychologischen Qualitäten des gedruckten Buches widmen«, um – wie es weiter in einer Ankündigung des Verlages

heißt – »einen Diskurs zur Buchform und zum Buch als Form« zu schaffen, welcher sich »auf die sinnlichen und lesetechnischen Vorteile dieses Mediums konzentriert.« Dennoch teilt *Zur Sache des Buches* das explizite Anliegen der Reihe, die Unabdingbarkeit und langwährende Flexibilität des gedruckten Buches zu erweisen.

Die Wahl eines solchen Titels suggeriert bereits beides: Dass es sich um Anmerkungen zu einer weitläufigen Debatte handelt und dass Michael Hagners Schrift gleichsam als Plädoyer zu lesen sei. Auch das Bild eines fleckig gewordenen Bronzefirnispapieres auf dem Schutzumschlag unterstreicht, dass es hier um die historische Reichweite eines Mediums geht, das wesentlicher Teil unserer Kultur geworden ist und das es nicht wert ist, so einfach aufzugeben. Aber besteht eine derart berechnete Sorge um das gedruckte Buch?

Soviel vorweg: Die Antwort, welche Michael Hagner den bibliophilen Lesern gibt, ist beschwichtigend. Die Rede vom »Ende der Buchkultur« diagnostiziert er als »rheumatische(n) Schub gewissermaßen, der auch wieder vergeht.« (12/13) Das gedruckte Buch lässt sich nicht so einfach verdrängen, weil sich über eine lange Zeit hinweg Institutionen, Kulturtechniken, Erwartungshaltungen und nicht zuletzt Disziplinierungsmechanismen an das Objekt Buch angelagert und tief in unserer Kultur verfestigt haben. In der kulturhistorischen Fernsicht liegt eine wesentliche Stärke von Michael Hagners Buch. Eine andere, dass er nicht bloß die einfache Dichotomie vom behäbigen wie auch beständigen Buch auf der einen Seite und den innovativen wie auch flüssigen, digitalen Publikationsformen auf der anderen fort schreibt, sondern versucht, die idealistischen Verschanzungen hinter sich zu lassen.

Die Debatten zwischen den enthusiastischen Verfechtern digitaler Fortschrittlichkeit und den in deren Augen unzeitgemäß gewordenen Fahnenträgern eines medialen Konservatismus scheinen sich in der Tat fest gefahren zu haben. Michael Hagner macht dahinter wiederkehrende, argumentative Muster von Kultur-

kritik aus, wie er sie paradigmatisch in den Schriften Theodor Lessings Anfang des vorigen Jahrhunderts findet. Überzeugend zerlegt Michael Hagner die Verschränkung von Sorge um Dekadenz der Kultur aus ihren Werkzeugen und jener Heilserwartungen, die üblicherweise an mediale Innovationen geknüpft werden, die den modernen Menschen vom Ballast der überkommenen Artefakte befreien sollten. Michael Hagner zeigt uns in einem metareflexiven Gestus – und darin liegt schließlich eine Stärke geisteswissenschaftlichen Denkens – wie Kulturkritik *Zur Sache des Buches* funktioniert. Bereits im ersten Teil des Buches wird klar, dass der Autor für eine Medienkultur der Diversität eintritt, womit er eine Diversität meint, in welcher Nutzer sich bewusst auf mediale Formen einlassen, um diese zu nutzen, wo sie ihre Stärken haben.

Dass Michael Hagner sich folglich auf die Formen wissenschaftlichen Publizierens konzentriert, mag man als Einschränkung verstehen, da es sich schließlich nur um ein Minoritätssegment der Buchproduktion für eine relativ schmale Leserschaft handelt. Die Beschränkung auf ein Feld, das man selbst bestellt, bringt aber auch den Bonus einer konzisen Darstellung mit sich, in diesem Fall nicht nur zur medialen Ausdifferenzierung wissenschaftlichen Publizierens, sondern darüber hinaus zum Wissenschaftsbetrieb des 21. Jahrhunderts. Wie beide zunehmend unter die »Kontrolle eines Quantifizierungsregimes« (129) des kapitalistischen Marktes geraten, ist ein argumentativer Strang, der sich durch die Analyse der Open-Access-Debatte und die Geschichte wissenschaftlicher Verlage nach dem Ende des 2. Weltkrieges zieht und geknüpft wird aus immer wieder überzeugend formulierten Beobachtungen zu Expansion und Wandel des Wissenschaftsbetriebes, der Rolle von Autorschaft etwa oder der Frage nach Selektionsmechanismen innerhalb eines nicht zuletzt durch Open-Access unübersichtlich gewordenen Feldes. Ein anderer Strang ist die mediale Ausdifferenzierung nach Wissenschaftsdisziplinen, wobei es auf eine Gegenüberstellung von sogenann-

ten STM-Fächern (science, technology and medicine) zu den Geisteswissenschaften hinausläuft. Da Michael Hagner Zeit seiner Forschungsvita an beiden partizipiert, sorgt das für eine überlegte Innensicht, an dessen Ende jedoch merkbar eine klare Entscheidung steht.

Man merkt es dem Buch an: Hier schreibt ein Geisteswissenschaftler für Geisteswissenschaftler. Hierin mag ein Problem des Buches liegen, dass es nämlich bei dem Klientel, das es bedient, im Grunde keine argumentative Überzeugungsarbeit zu leisten brauchte. Darauf wird zurück zu kommen sein.

Wissenschaftsbetrieb und der Markt für wissenschaftliche Publikationen expandieren seit Jahrzehnten ungebremst. Dass diese Expansion ökonomischen Maßgaben folgt, ist das eine Problem. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges sind Verlage und Wissenschaftler bzw. Wissenschaftsinstitutionen eine erfolgreiche Symbiose eingegangen, welche durch die kapitalistische Vereinnahmung beider zu zerbrechen droht. Michael Hagner macht im zweiten Abschnitt *Alles umsonst? Open Access ein Bündel an »politischen, ökonomischen und epistemischen Veränderungen des akademischen Publizierens«* (65) aus, das mit der Forcierung von Open Access im Grunde nur zu forcierten Abhängigkeiten fest gezurrt wurde. Die demokratische Forderung einer allzeit freien Verfügbarkeit der Wissensproduktion mit Open Access wurde als Reflex auf eine Spirale der Teuerung, wie sie ausgehend von den STM Fächern auch auf die geisteswissenschaftlichen Verlage übergriff, enthusiastisch begrüßt, brachte aber laut Hagner nur neue Abhängigkeiten mit sich. Open Access sollte die demokratische Utopie von der Verbreitung des Wissens jenseits des Marktes glaubwürdig machen, wurde sehr bald aber nur in eine Reihe *»neue(r) Geschäftsmodelle des Informationskapitalismus«* (111) integriert. Hagners ernüchternde Darstellung sollte *»ein wenig Luft aus dem prall mit Erwartungen gefüllten Ballon ablassen«* (189). Die Ideale des Open Access seien eben unter die Räder des Marktes gekommen. All diese Überlegungen füh-

ren zur fundamentalen Frage nach *»Wissen als Ware oder immaterieller Wert«* (120) und der Frage danach, wer aus Wissen Profit schlagen darf oder etwa, wer die Zeche für die Verbreitung des Wissens bezahlen soll? Die Ideale freier Wissensverbreitung sind an ein Moralsystem gekoppelt, das mit der glatten Moral des nach kapitalistischen Maßgaben umgebauten Buchmarktes zunehmend konfligiert. Dass die Vermarktung von Wissen immer schon den Ruch des Amoralischen trägt, zeigte kaum jemand deutlicher als Robert Darnton in seiner Studie *Glänzende Geschäfte* zum Spekulationsobjekt *Encyclopédie*.

Eine andere Misere ist für Michael Hagner das Phänomen der Überforschung und das Problem der Selektion innerhalb einer auf Grund des Abbaus bewährter Kontrollmechanismen der Verlage entstandenen Unübersichtlichkeit. Hagner geht es wesentlich um den Verlust an Qualität im Feld wissenschaftlichen Publizierens, wo der einzelne Beitrag quasi nicht mehr wahrgenommen wird. Mit Beobachtungen wie derjenigen, dass der Sammelband der *»Packesel der Überforschung«* (179) sei, gewinnt Michael Hagners Untersuchung an Kontur. Mit solchen gleichsam eingestreuten Details liefert er eine Fülle an Material, was das Buch als Steinbruch weiterführender Gedanken überaus lesenswert macht.

In der Wachstumsindustrie Forschung verhärtet sich gemäß Hagner die Umklammerung unternehmerisch agierender Universitäten, die von ihren Wissensproduzenten ein Publikationskalkül abverlangen und global agierender Verlagskonsortien, gegen die es mit geisteswissenschaftlichen Büchern explizit ein Reservat zu kultivieren gilt.

Mit der Erfolgsgeschichte des geisteswissenschaftlichen Buches entfaltet Michael Hagner im dritten Abschnitt *Vom Buch zum Buch* den Gedanken, dass das gedruckte Buch heute seine Bestimmung wesentlich erst in den Geisteswissenschaften erfüllt. *»Bücher sind der maßgebliche Ausweis einer »moralischen Ökonomie« der Geisteswissenschaften, nicht der einzige, aber derjenige, der zu ihrer Geltung am meisten beigetragen hat.«*

(245). Buch und Geisteswissenschaften bilden für Hagner ein Gespann der Anti-Ökonomie, das der Vereinnahmung durch eine oberflächliche Informationsindustrie eine Moral der Tiefe, Aufmerksamkeit und Langsamkeit entgegen stellt. »Prägnanz, Profil, Papier« (197) versus Expansion, Beschleunigung und Gewinnmaximierung. Geisteswissenschaftliche Verlage mit sorgfältigem Lektorat sieht Hagner als wesentliche Garanten einer qualitativen Buchproduktion und verlangt von ihnen »Widerständigkeit, Eigensinn, Fokussierung und Auswahl.« (205) Es gelte, nicht durch möglichst viele, kurzlebige Bücher die Überforschung zu befördern, sondern nachhaltige gute Bücher in angemessener Form zu verlegen. Für die Naturwissenschaften mögen Formen digitalen Publizierens die angemessenen sein, gute geisteswissenschaftliche Forschung brauche aber laut Hagner das gedruckte Buch, denn schließlich handele es sich um »zwei andersartige Weisen wissenschaftlicher Artikulation«. (189)

Informationsverwertung durch data mining an einem Ende, das gute Buch, welches zur intensiven Lektüre einlädt, am anderen. Die Frage danach, was ein gutes Buch zu einem solchen mache und wer darüber entscheide, ist eine heikle, die oft nur in einem Selbstverständnis der Bildungseliten aufsteht. Michael Hagner entgeht dem zumindest teilweise, indem er den Ausweis von Qualität an die materialen Ermöglichungsbedingungen variabler Lektüremodi bindet. Gute Bücher provozieren vermittels ihrer materialen Gestaltung zu jenen über Jahrhunderte eingeübten und perfektionierten Lesetechniken, unter denen für Hagner die impegnative Lektüre mit dem Stift in Händen zweifelsohne herausragt. Der Körper des Buches (242) organisiert so die Aufmerksamkeit derjenigen, die auch bereit sind, die Herausforderung des gedruckten Buches, es sich nicht nur bequem zu machen, anzunehmen, Zeit zu investieren, Schwellen zu überwinden, und bereit sind, am Buch sich selbst zu transzendieren. (239) Am Ende plädiert Hagner für eine »flexible Ökologie des Lesens« (226), wo Publikationsformen und Lektüretechniken bewusst sele-

giert werden. Wir sind angesichts digitaler Literatur nicht zu schlechteren Lesern geworden, es fehlt nur »die angemessene Einübung ins digitale Lesen.« (226) Die angemessene Übung intensiver Lektüre darf aber gleichwohl nicht verloren gehen, wofür nach Hagner Papier und Zeit unabdingbar ist. »Es wäre schon einmal viel gewonnen, wenn sich auch in den wenig buchaffinen Kreisen die Einsicht durchsetzte, daß das Papier für die Geisteswissenschaften unverzichtbar bleibt.« (215) Da bleibt teilweise mit Hagner selbst zu replizieren: »Woher soll die interessierte Leserschaft denn kommen« (206), wenn nicht aus der eigenen Reihe? So lesen Geisteswissenschaftler aufmerksam und gelassen gedruckte Bücher von ihresgleichen mit dem Stift in der Hand, nicht zuletzt, um die implizite Moral ihrer Disziplin gegen ökonomische Vereinnahmungen zu retten. Wer etwas auf sich hält unter den Geisteswissenschaftlern, lässt weiterhin die Druckerpresse laufen. Mit Michael Hagners *Zur Sache des Buches* hat sie uns ein Produkt beschert, das lohnt, aufmerksam und gelassen mit dem Stift in der Hand gelesen zu werden.

Martin Krickl

Ulrike Jenni, Maria

Theisen: *Mitteuropäische Schulen IV (ca. 1380-1400). Hofwerkstätten König Wenzels IV. und deren Umkreis.* Wien: Verlag der Öster. Akademie der Wissenschaften 2014, Textband: 252 S., 130 Abb.; Tafelband: 56 S., 272 Abb. ISBN 978-3-7001-7203-1

Bereits mehr als zehn Jahre sind vergangen, seit das Buch *Mitteuropäische Schulen III* von Ulrike Jenni und Maria Theisen publiziert wurde. In der Publikation aus dem Jahre 2004, die ein Kettenelement in den Veröffentlichungen des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Wien sowie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften über die illuminierten Handschriften der genannten Region in der Handschriftensammlung der ÖNB bildet, wurde die Aufmerksamkeit auf die Zeitspanne ca. 1350 – 1400 in Böhmen,

Mähren, Schlesien und Ungarn gelegt. Allerdings mit einer wichtigen Ausnahme, und zwar die der Handschriften, die man mit dem Römischen und Böhmischem König Wenzel IV. in Verbindung stellt.

Das explizite Versprechen, dass der breiten Problematik der Wenzelbibliothek ein separater Band gewidmet sein würde, und die qualitativ hochwertige Erarbeitung des ersten Katalogs des wissenschaftlichen Duos, war eine Kombination, die die eingeweihten Kreise lange Zeit in gespannter Erwartung hielt. Die Handschriften der Wenzelbibliothek wirken schon über Jahrzehnte wie ein Magnet auf die kunsthistorische Forschung, hierzu müssen zumindest Josef Krásas Monografie aus dem Jahr 1971 und Gerhard Schmidts Text im Kommentarband zum Faksimile der Wenzelsbibel aus dem Jahre 1998 genannt werden.

Demnach wurden die Grundlagen in der Fachliteratur bereits gesetzt. Zugleich zeigt sich die Vielfalt der noch zu beantwortenden Fragen derart bunt, dass man die Neugierde nach möglichen neuen Interpretationen und Entdeckungen nur schwer zurückhalten kann. Einleitend kann festgestellt werden, dass sich das Warten lohnte. Die zahlreichen Publikationenmder beiden Autorinnen ließen schon vor dem Herbst 2014 teilweise erahnen, was sich im vorliegenden Buch finden wird. Die Publikation geht über eine reine Zusammenfassung der Forschungstätigkeit jedoch weit hinaus.

Die thematische Begrenzung des neu erschienenen Katalogs hat gewisse Vorteile, die sich in der Struktur widerspiegeln. Nach dem Vorwort der Autorinnen beginnt das Textbuch mit einer ausführlichen kunsthistorischen Einleitung (S.1-64), die die verschiedenen Aspekte des Mosaiks, sowie den historischen Hintergrund, die Embleme in den Bordüren der Handschriften, das Schicksal der Buchsammlung Wenzels, sowie die Erwägungen zur Buchproduktion unter seiner Regierung in Prag, behandelt. Bis heute wurden nur sieben Handschriften identifiziert, die mit Sicherheit der ursprünglichen Bibliothek des römischen und böhmischen Königs Wenzel zuzuordnen sind. Zwei

davon finden wir nicht in Wien (die deutsche Übersetzung der Psalterauslegung des N. de Lyra, Salzburg, UB, M III 20 und die Münchner Astronomische Sammelhandschrift, BSB, clm 826), fünf hingegen befinden sich in der ÖNB: die deutsche Übersetzung des Alten Testaments, die sog. Wenzelsbibel (Cod. 2759-2764), Willehalm (Ser. n. 2643), zwei astronomische Handschriften, Sammelband, (Cod. 2352) und Quadripartitos des Ptolemaeus (Cod. 2271), und die Goldene Bulle (Cod. 338). Weitere Handschriften werden mit einer gewissen Sicherheit dazugezählt, vor allem das Oxforder Stundenbuch (Pembroke College, ms. 20) und das Madrider *Dragmaticon philosophiae* (BN, Res. 28).

Die Einleitung verknüpft eine präzise Charakteristik und Sortierung der male- rischen Werkstätten und Floratoren, die an dem grössten Projekt, der Wenzelsbibel, beteiligt waren, wobei es gelang, den manchmal sehr engen Zusammenhang zwischen Illuminatoren und Floratoren zu veranschaulichen. Dies wurde bereits in dem Absatz über die Buchproduktion erwähnt.

Es werden die Balaam-, Siebentage-, Salomo-, Rut-, Esra-, Simson- und Morgan- Meister, sowie der Meister der Goldene Bulle, der Meister der Paulusbriefe, Frana und Nicolaus Kuthner und deren Floratoren vorgestellt. Die Autorinnen konnten sich auf die Studien von Gerhard Schmidt stützen, hierbei präzisierten sie seine Beobachtungen durch neue Entdeckungen (z. B. in der Siebentage-Werkstatt, wo der Katharinen-Meister definiert wurde).

Wie schon der Titel sagt, zielt das Buch nicht nur auf die fünf luxuriösen Cimelien, sondern befasst sich im Katalog auch mit neun weiteren Codices, die mit den erst genannten entweder stilistisch oder inhaltlich in der Verbindung stehen. So ist der für den Katalog reservierte Teil des Buches mit dem astronomischen Cod. 2378 eröffnet, der mit seinen etwas ungelungenen Figuren der Sternbilder mit schielenden Augen einen deutlichen Kontrapunkt zu den höfischen Handschriften bildet. Dieser Kodex, den der Prager Kathedralkanoniker Nikolaus im Besitz

hatte konnte nämlich als Vorbild des höfischen astrologischen Sammelbandes im Cod. 2352 dienen, da sich dort die älteste bekannte böhmische illustrierte Redaktion des Buches von Michael Scotus findet. Folgende Handschriften Cod. 2352 und Cod. 2271 sind dann schon gänzlich höfische Werke, deren malerische Ausstattung trotzdem zum grössten Teil anderen Werkstätten als die von Willehalm, Bibel und Goldene Bulle beschäftigt. Ulrike Jenni gibt diesen Werkstätten neue Beinamen, wie: Meister der Astronomen, Johannes Dank-Meister oder auch Michael Scotus-Meister, der nur aus Cod. 2352 bekannt ist. Die Sternbilder, die besondere Kenntnisse für die richtige Ausführung verlangen, wurden wahrscheinlich von Spezialisten angefertigt. Unterschiedliche Meister waren im Quadripartitus, Cod. 2271 tätig. Aus einer weiteren Werkstatt stammen die Bilder im Münchener Astronomischen Sammelband, clm 826, der den Sternbildern aus der Paduaner Werkstatt, heute Prager Bibliothek des Königlichen Chorherrenstiftes Strahov, Cod. DA II 13, die auch aus dem Eigentum böhmischer Könige stammen, sehr nahe steht. Der Münchener Codex bleibt natürlich hinter dem Horizont des hier rezensierten Buches. Dennoch, wie Ulrike Jenni bemerkt, »die Frage, ob es in Prag Werkstätten gab, die auf ... naturwissenschaftliche Werke spezialisiert waren, kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, da nur drei astrologische Wenzelhandschriften insgesamt erhalten geblieben sind« (S. 67). Neben den historisierten Initialen widmet Jenni ihre Aufmerksamkeit den Floratoren und dem Rankenschmuck, wobei sie hier schon auf die künftige Entwicklung hinweist. So ist z. B. der Florator B aus Quadripartitus mit dem Stil aus Hasenburg-Missale, Cod. 1844, und der Bibel des Konrad von Vechta, Amtwerpen, Museum Plantin-Moretus, 15/1-2, verwandt (S. 68, 125-127, zuvor bereits in der Einleitung von Theisen, S. 56-57). Im Gegensatz dazu

bleiben die Kreationen von dem Meister der schwungvollen Akanthusranken, dessen Bordüren ab und zu von fantastischen Vögeln, deren Körper und Federn aus kleinen Blättern aufgebaut sind, solitär und einzigartig. Das Trifolium der astrologischen Handschriften eröffnet den Katalog (S. 65-131) und es ist bewunderswert, wie gut das Ulrike Jenni ans komplizierten Thema bewältigt hat.

Die Katalognummern 4 und 5 wurden für den Willehalm, Ser. n. 2643, und die Bibel, Cod. 2759-2764, bestimmt. Weil die kunsthistorische Unterscheidung der hier tätigen Meister schon in der Einleitung gemacht wurde, konzentriert sich der Katalog vor allem auf die ikonographische Beschreibung der beiden Codices, das heisst die basale Charakteristik der 19 historisierten Initialen, der 635 gerahmten Miniaturen in der Bibel und der 161 Initialen und 86 Miniaturen im Buch der Ritterepik. Dieser enorme Umfang bewirkt, dass beide Handschriften einen nicht geringen Teil des Katalogs in Anspruch nehmen (S. 132-212). Die Datierung dieser Handschriften, die von Hana Hlaváčková vorgeschlagen, und in tschechischen kunstwissenschaftlichen Kreisen bereits oft übernommen wurde (der Arbeitsbeginn an der Bibel vor der Silvesternacht 1386 und der Vollendung des Willehalms im Jahre 1387 – siehe z. B. Hlaváčková in *The Regal Image of Richard II and the Wilton Diptych*, 1997), ist nach Meinung von Maria Theissen zu früh gewählt. Auch wenn sie den Beginn mit 1385 für möglich hält, hält sie sich der Fertigstellung des Epos in den 80. Jahren für nicht erwiesen.

Die letzte höfische Handschrift findet man unter der Nr. 12 (S. 233-243). Es ist die Goldene Bulle, Cod. 338, bei der die Meister der Goldene Bulle, Frana und die Meister der Paulusbrieve zusammenarbeiten.

Die Katalognummern 6-11 und 13-14 (S. 212-233 und 243-247) sind für jene Handschriften reserviert, die entweder schon

früher mit königlichen Illuminatoren assoziiert wurden, aber hier nun endlich eine eingehende Aufmerksamkeit bekommen, oder die nun überhaupt zum ersten Mal in diesem Kontext genannt wurden. Cod. 1668 (Nr. 6) mit der Schrift *Remediarium abiecti prioris* von dem Karthäuser Michael von Prag wurde von einem Florator aus der Siebentage-Werkstatt verziert. Dieselbe Werkstatt beendete auch die in Italien verfasste kanonistische Rechts handschrift, Cod. 2064 (Nr. 11). Cod. 1390 (Nr. 7) mit zwei Werken von Richard von Sankt Victor, diese hatte eine kompliziertere Genesis: der erste Teil entstand wohl um 1375/80 und wird hier erstmals als eine Arbeit aus dem Umkreis der Erben des Meisters des Kreuzherrn-Breviers identifiziert. Der zweite Teil hat nur eine Illumination mit einem Chorherr, der die hl. Katharina anbetet und möglicherweise ein Augustiner ist (er könnte auch ein Sekulärkanoniker sein, aber der Vorschlag der Autorinnen gefällt auch mir besser, und ist dazu im Einklang mit dem Inhalt der Codices). Der Autor dieses Bildes wird als Katharina-Meister bezeichnet und ist der Siebentage-Werkstatt zugeordnet. In der theologischen Sammelhandschrift Cod. 728 (Nr. 8) trifft man wieder auf den Meister der Paulusbriefe, der dann zusammen mit dem Simson-Meister in *Vita Caroli Quarti*, Cod. 619 (Nr. 10) zu finden ist, und natürlich auch im berühmten Kodex, der ihm einst den Name gab: *Epistolperikopen* aus den Paulusbriefen, Cod. 2789 (Nr. 13). Im Brevier aus der Breslauer Diözese, Cod. 1842 (Nr. 9), kann man deutliche Spuren des Kunsteinflusses der Siebentage-Werkstatt und Nikolaus Kuthners finden. Der Katalog endet mit dem Sammelband, Cod. 4352 (Nr. 14), wo man den Florator aus der Siebentage-Werkstatt wieder trifft, der vorher auch die erste Lage der Goldenen Bulle schmückte. Wieder eine neue Entdeckung für die Kunstgeschichte.

In jedem derart umfangreichen Buch, stößt man auf Ungenauigkeiten. So findet man die Handschrift R 397 nicht mehr in der Brünner Universitätsbibliothek (S. 32), da die Benediktiner Sammlung inzwischen nach Raigrad (Rajhrad) restituiert wurde, der Brevier XV G 7 aus dem Prager Nationalmuseum kommt zwar aus der Raudnitzer Bibliothek (S. 58), aber seine ursprüngliche Provenienz war die Prager Kathedrale. Ausserdem bin ich überzeugt – obwohl ich die Harvard Bibliothek noch nicht persönlich besuchen konnte – dass das Fragment aus der Harvard College Library, Ms. Typ 268 H, höchst wahrscheinlich aus der Bibel CO 4 aus dem Olmützer Staatsarchiv stammt, da die Maße des Fragmentes mit der Bibel übereinstimmen und dieser im heutigen Zustand gerade die Initiale zur Apostelgeschichte fehlt – d. h. das Fragment ist dem Rut-Meister, nicht dem Salomo-Meister zuzuschreiben (siehe S. 33-34 und 41-42). Die Autorinnen sagen ja klar, dass die Unterscheidung zwischen den einzelnen Meistern manchmal sehr kompliziert ist und genau zwischen den zwei oben genannten führt die Grenze durch die Landschaft mit sehr unscharfen Konturen. Diese Details können den positiven Eindruck des Katalogs aber in keiner Weise trüben. Überraschend ist auch, wie unterschiedlich die Qualität der Reproduktionen ist. Wenn man die Verschiedenartigkeit der Vorlagen abwägt, wirkt das Resultat aber nicht schlecht. Die Auswahl der Beispiele ist sehr zu loben, da alle wichtigen Momente des Textes hinreichend veranschaulicht sind.

Wie schon gesagt, stellen die Wenzelhandschriften ein anziehendes und reizvolles Thema dar. Deshalb gibt es heutzutage Publikationen, auf die Ulrike Jenni und Maria Theissen zum Teil gar nicht reagieren konnten. So hat Lenka Panušková die böhmische Provenienz der Handschrift aus Bernkastel-Cues, Cod. Cus. 207 in Frage gestellt (im Katalog Royal Maria-

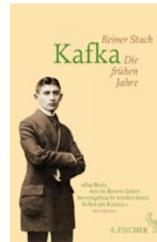
ge, Prague 2011), und zusammen mit Alena und Petr Hadrava auch die Prager Provenienz der sog. Přemysliden Himmelskugel aus Kues angezweifelt, was das traditionelle Image der Prager Residenzstadt als eine der wichtigsten astrologischen Zentren schon seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts ein wenig relativiert (siehe Alena Hadravová, Petr Hadrava und Lenka Panušková: *Sphaera octava*, Praha 2014 – die vierbändige Publikation bietet u.a.: eine lateinisch-tschechische Edition mancher astrologisch-astronomischer mittelalterlicher Traktate, wobei Alena Hadravová ihr Talent als klassischen Philologin zeigt, eine gründliche wissenschaftliche Analyse der Himmelskugel von Petr Hadrava, und die eingehende Studie zur Ikonografie der Planeten, die von Lenka Panušková verfasst wurde, und die gleichermaßen mit den drei oben erwähnten astrologischen Handschriften aus Prag arbeitet).

Studie von Milada Studničková befasst sich ebenso mit dem Thema (siehe Gensera ..., in *Umění/Art*, 3/2014), in der die Forscherin mit Hilfe der mittelalterlichen Theologie für die Embleme in den Bordüren der Wenzelhandschriften die bisher überzeugendste Interpretation anbot: Die wilden Männer und andere Elemente sind oftmals als ein sophistizierter Bildkommentar zu einem konkreten biblischen Text komponiert, ein anderes Mal wie eine Metapher der Gottesordnung, durch die auch die königliche Macht und das Recht manifestiert sind. So klingen zum Teil die älteren Motive aus den Arbeiten Maria Theissens durch, die Analyse von Studničková stellt jedoch diese Betrachtungen auf ein festes Fundament.

Die besprochenen wissenschaftlichen Neuigkeiten zeigen, wie lebendig diese Materie ist. Umso wichtiger ist es, eine qualitativ wertvolle Zusammenfassung zur Hand zu haben, die wie ein Mediator in der Forschungsliteratur dienen kann. Wie ein eingeweihter Begleiter, der durch die

verflochtenen Werkstätten und ihre luxuriöse Kunst führt, und wie ein eifriger Forscher neue Entdeckungen und mögliche Interpretationen aufzeigt. Alle diese Anforderungen wurden von Ulrike Jenni und Maria Theissen im vollem Umfang erfüllt. Jedes weitere Studium kann jetzt auf einer höheren Ebene beginnen.

Tomáš Gaudek



Reiner Stach: *Kafka. Die Frühen Jahre.*
Frankfurt a. M.:
S. Fischer 2014,
607 Seiten
ISBN 978-3-10-075130-0
ISBN 3-10-075130-2

2014 erschien der letzte – eigentlich chronologisch erste – Band von Reiner Stachs großem dreibändigen Biographieprojekt zu Franz Kafka, das nunmehr abgeschlossen vorliegt. Er behandelt die Kindheit und Jugend Kafkas bis zum Jahr 1911. Bereits 2002 war der erste Band *Die Jahre der Entscheidung* erschienen, der Kafkas mittleren Lebensabschnitt (1910-15) darstellt, 2008 dann *Die Jahre der Erkenntnis*, die Kafkas letzten Lebensabschnitt von 1916 bis zu seinem Tod 1924 umfassen. Der Grund für diese etwas ungewöhnliche Reihenfolge des Erscheinens lag primär darin, dass Stach für die Darstellung von Kafkas frühen Jahren auf die Zugänglichkeit der Tagebücher von Max Brod warten wollte, diesen Plan aber schließlich wegen der immer noch andauernden Rechtsstreitigkeiten um den Nachlass Brod aufgeben musste. Mit einem Umfang von insgesamt fast 2000 Seiten und einer beeindruckenden Fülle an gründlich recherchierten Fakten zu Kafkas Leben und seiner Zeit kann Stachs Kafka-Biographie ohne Zweifel als die Standardbiographie zu einem der größten deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts gelten. Sie

vermag uns das zu tiefst rätselhafte Phänomen Kafka zumindest ein Stück weit verständlich zu machen.

Nach den von der Kritik hochgelobten ersten beiden Bänden, waren die Erwartungen an den dritten Band naturgemäß groß – und Reiner Stach enttäuscht sie nicht. Wie schon in den vorangegangenen Bänden liegt Stachs Stärke einerseits in einer lebendigen und detailreichen Schilderung des kulturhistorischen, sozialen und politischen Zeithorizonts, vor dem Kafkas Leben erst seine Plastizität und Realitätsnähe gewinnt. Seine methodisches Vorgehen kann dabei als eine Art »Zooming in« bezeichnet werden, indem er sich von allgemeinen Schilderungen des politisch-gesellschaftlichen Zeitgeschehens immer näher an den Ort, die Gesellschaftsschicht, die Familie schließlich bis zur Hauptperson vorarbeitet. Zu Stachs großen Vorzügen zählt andererseits sein episch-fließender, geradezu romanhafter Stil, der die Lektüre auch zu einem echten Lesevergnügen macht. Dabei ist aber festzuhalten – wie der Autor auch ausdrücklich betont –, dass alle geschilderten Details durch Quellen belegt sind, die auch in den Fußnoten angegeben werden.

Es waren keineswegs ruhige Jahre, in die Kafkas Kindheit und Jugend in Prag fällt. Immer wieder aufflammende Konflikte zwischen der deutschen und der tschechischen Volksgruppe standen an der Tagesordnung und prägten bereits den schulischen Alltag Franz Kafkas. (Sein späterer enger Freund, der Schriftsteller Oskar Baum, verliert bei einer Straßenrauferei zwischen Schülern sein Augenlicht, (411).) Dazu kam periodisch ausbrechen der Juden Hass, der sich in Plünderungen und gewaltsamen Übergriffen entlud. Die deutsch-jüdische Minderheit in Prag war so gleich ein zweifaches Feindbild: als deutsch-sprechende Oberschicht und als Juden. Eine große Umwälzung für die jüdische Bevölkerung brachte außerdem die

Schleifung des alten Prager Ghettos (1893-1903), das mehr und mehr zu einem verahrlosten Elendsviertel heruntergekommen war. Die wohlhabenderen jüdischen Familien, zu denen auch die Kafkas gehörten, waren längst in bessere Wohnviertel ausgewichen.

Interessant ist, wie gegensätzlich Kafka selbst seine familiäre Herkunft beschreibt: die Spannung zwischen dem Löwischen, eher musisch-künstlerischen Erbe der Mutter und dem von einem pragmatischen Geschäftssinn dominierten väterlichen Erbe der Kafkas. Seine eigene Zugehörigkeit sah er klar im Erbe der Mutter, damit auch seinen völligen Mangel an Interesse für das elterliche Geschäft entschuldigend. Kafkas Kindheit, war – wie Stach betont – gekennzeichnet von der Abwesenheit der Eltern, die sechs Tage in der Woche bis spätabends in der familieneigenen Galanteriewarenhandlung arbeiteten. Seine primären Bezugspersonen waren daher neben seinen kurz hintereinander geborenen drei jüngeren Schwestern, die – oft wechselnden – Kindermädchen bzw. Köchinnen der Familie. Gerade darin vermutet Stach eine entscheidende lebenslange Prägung von Kafkas Charakter.

Oftmals geben viel später notierte Erinnerungen Kafkas die einzigen direkten Informationen zu diesem Lebensabschnitt, können aber nur mit einiger Vorsicht als direkte biographische Quellen benützt werden. Dazu gehört etwa sein Brief an Milena Jesenska vom 21. 6. 1920, in dem er seine täglichen Qualen und den Kampf mit der Köchin beim Weg zur Schule – Kafka besuchte die »Deutsche Volks- und Bürgerschule, Prag I« –, in so anschaulicher Weise schildert. Und hierher gehört selbstverständlich auch der psychologisch aufgeladene *Brief an den Vater*, den der 34-jährige 1917 niederschreibt und darin seinen lebenslangen Vaterkonflikt aufzuarbeiten versucht. Ein Text, den der Vater allerdings niemals zu Gesicht bekommt.

Kafkas darin ausgesprochene Vermutung, in seiner frühen Kindheit durch die Erziehungsmethoden des Vaters eine tiefe, niemals mehr heilende psychische Traumatisierung erlitten zu haben, ist mehr als plausibel. Als Erklärungsmodelle von Kafkas späteren Konflikten und Ängsten bieten sich psychoanalytische Theorien quasi automatisch an. Stach verweist aber insbesondere auf neuere Beziehungstheorien wie etwa Eric Eriksons Theorie des »Urvertrauens« und das »Verlassenheitssyndrom« der Schweizer Psychologin Germaine Guex, die einen wertvollen theoretischen Hintergrund für Kafkas frühkindliche Traumatisierungen geben können.

Ausführlich dargestellt werden Kafkas Schul- und Studienjahre, auf die auch seine engen, teilweise lebenslangen Freundschaften zurückgehen, allen voran seine ambivalente und vielschichtige Beziehung zu Max Brod. Stach bemüht sich hier – wie in allen umstrittenen Fragen – um einen ausgewogenen, sachlich belegbaren Standpunkt.

Kafkas Vorliebe für Varietees und Weinstuben, sein recht vertrautes Verhältnis zu Animierdamen und Dirnen, ist ein Detail, das in ein allzu heiligenmäßiges, von Brod gefördertes Kafkabild weniger passt, doch speziell für seine Studienjahre und frühen Berufsjahre kennzeichnend war (in den zunächst von Brod herausgegebenen Tagebüchern Kafkas fehlen allzu deutliche Stellen oftmals). Nach seiner Promotion zum Doktor der Rechte 1906 und getrieben von einem eher romantischen Fernweh tritt Kafka zunächst in die Prager Filiale der Assicurazioni Generali ein, wechselt allerdings schon bald in die Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt, nunmehr Staatsbeamter mit wesentlich erträglicheren Dienstzeiten, und unter den 260 Angestellten der zweite Jude (349).

In die Berichtszeit des vorliegenden Bandes fallen auch Kafkas erste Schreibversuche: die noch ganz einem phantastischen

Expressionismus verpflichtete *Beschreibung eines Kampfes*, sein erstes belegbares literarisches Projekt, das Kafka viele Jahre bis 1911 beschäftigte. 1907 entstehen die *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*, in denen Kafka bereits zu seinem von einer sensualistischen Genauigkeit der Beobachtung geprägten eigenen Stil findet.

Eine übersichtliche Zeitleiste, die eine grobe chronologische Orientierung in Kafkas Leben ermöglichen würde, fehlt leider auch in diesem, wie schon in den beiden vorigen Bänden.

Stachs Kafka-Biographie ist allen zu empfehlen, die ein genaues, wissenschaftlich fundiertes Bild von Kafkas Leben, seiner Persönlichkeit, Familie und seinem Freundeskreis vor dem kulturhistorischen Hintergrund der Epoche suchen. Für die LeserInnen der ersten beiden Biographie-Bände ist es eine selbstverständliche, bereits ungeduldig erwartete Pflichtlektüre.

Alfred Schmidt

AutorInnenverzeichnis

Mag. Stefan Engl
Österreichische National-
bibliothek
Musiksammlung

Mag. Paul Ferstl
Inst. für Europ. und
Vergl. Sprach- und
Literaturwissenschaft /
Abteilung für
Vergleichende
Literaturwissenschaft
Universität Wien
Universitätsring 1
1010 Wien

Dr. Christian Gastgeber
Österreichische Akademie
der Wissenschaften

Tomáš Gaudek
Národní památkový ústav
– generální ředitelství
(National Institut für
Denkmalpflege – General-
direktion)
Valdštejnské náměstí 3
118 01 Praha 1 – Malá
Strana

**Mag.^a Vanessa
Hanneschläger**
Ludwig Boltzmann Institut
für Geschichte und
Theorie der Biographie
Porzellangasse 4/1/17
1090 Wien

**Univ.-Prof. Dr. Achim
Hermann Hölter**
Inst. für Europ. und
Vergl. Sprach- und
Literaturwissenschaft /
Abteilung für
Vergleichende
Literaturwissenschaft
Universität Wien
Universitätsring 1
1010 Wien

Mag.^a Sonja Hotwagner
Österreichische
Nationalbibliothek
Abteilung für
Kommunikation und
Marketing

Mag.^a Katrin Jilek
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

**Dr. Elisabeth Edith
Kamenicek**
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

**ao. Univ.-Prof.
Dr. Elisabeth Klecker**
Institut für Klassische
Philologie, Mittel-
und Neulatein
Universität Wien
Universitätsring 1
1010 Wien

**Mag.^a Monika
Kiegler-Griensteidl**
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

Mag. Martin Krickl
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

Dr. Mag.^a Gabriele Mauthe
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

**Mag.^a Solveigh
Rumpf-Dorner**
Österreichische
Nationalbibliothek
Sammlung von
Handschriften und
alten Drucken

Dr. Alfred Schmidt
Österreichische
Nationalbibliothek
Generaldirektion

Abbildungsnachweis

Alle Bildrechte bei der Österreichischen Nationalbibliothek mit Ausnahme von:

Artikel Alfred Schmidt: Wittgensteins Widmungen

Abb. 2+3: Bodleian Library Oxford

Abb. 4: Trinity Library Cambridge

Artikel Elisabeth Klecker: Der Bibliothekar als Freund des (künftigen) Politikers

Abb. 1-5: Wienbibliothek

Abb. 8: Universitätsbibliothek Wien

www.onb.ac.at/biblos

ISSN 0006-2022
ISBN 978-3-85161-131-1